LOTI, Pierre.
Islandfischer.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Dreizehnter Jahrgang. Band 11.

Islandfischer.

Roman

von

Pierre Loti.

Uebersetzung aus dem Französischen

von

C. Hecker.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1897.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erster Teil.

Erstes Kapitel.

Es waren ihrer fünfe, lauter Hünengestalten, die da mit zum Trinken aufgestützten Ellenbogen beisammensaßen in einer Art dunklem Loch, das nach Salzlake und Seewasser roch. Der für ihre Statur zu niedrige Raum spitzte sich an einem Ende zu wie der hohle Bauch einer großen Möwe; er schwankte leicht, und das gab ein eintöniges Geräusch, wie wenn jemand leise im Schlafe stöhnt.

Draußen, da mußte das Meer sein und die Nacht, aber wissen konnte man es nicht genau: die einzige Oeffnung in der Decke war mit einem Holzdeckel verschlossen, und nur eine alte, flackernde Hängelampe sorgte für die Beleuchtung.

In einem Ofen brannte Feuer; daran trockneten die Leute ihre nassen Kleider, und der Dunst, den diese verbreiteten, vermischte sich mit dem Rauch der Thonpfeifen.

Der plumpe Tisch nahm das ganze Gemach ein, dem er sich auch in der Form sehr genau anpaßte; er ließ gerade nur soviel Raum übrig, daß man sich um ihn herumwinden und auf schmale Truhen niedersetzen konnte, die in der Eichenwand festgemacht waren. Dicke Balken liefen über den Köpfen der Leute hin, an die sie fast anstießen, und hinter ihren Rücken öffneten sich Lagerstätten, die in das Gebälk eingemeißelt schienen wie die Nischen einer Gruft, darin man die Toten einbettet. All dieses Holzwerk war plump und verwittert, von Salz und Feuchtigkeit durchsetzt, abgenutzt und glattgescheuert von der Berührung ihrer Hände.

Die Fünfe hatten aus ihren Gefäßen Wein und Apfelmost getrunken, und die Lust am Leben leuchtete aus ihren braven,

offenen Gesichtern. Nun saßen sie zusammen und plauderten in bretonischer Sprache über Weiber und Heiratsangelegenheiten. In der Füllung der Hinterwand hatte eine Mutter Gottes aus Steingut, auf ein kleines Brett festgenagelt, ihren Ehrenplatz. Sie war schon ein bißchen alt, die Patronin dieser Seeleute, und ihre Bemalung zeugte von einer noch naiven Kunstweise. Aber Persönlichkeiten aus Steingut konservieren sich viel länger als wirkliche Menschen, und in dem düsteren Grau dieser armseligen Holzbaracke machte ihr rot und blaues Gewand noch den Eindruck von etwas recht Frischem. Sie mochte mehr als ein inbrünstiges Gebet in Stunden der Not vernommen haben; zu ihren Füßen hatte man zwei künstliche Blumensträuße und einen Rosenkranz befestigt.

Die fünf Männer trugen die gleiche Kleidung: einen dicken blauwollenen Trikot, der sich eng an den Oberkörper anschmiegte und im Hosengürtel verlief, auf dem Kopf jene Art Helm aus beteerter Leinwand, die man Südwester nennt. Sie standen in verschiedenen Lebensaltern; der Kapitän konnte ein Vierziger sein, drei andere zwischen fünfundzwanzig und dreißig. Der letzte, den sie Sylvester oder Lurlu nannten, zählte nur siebzehn, aber an Wuchs und Stärke war er schon ein Mann. Ein schwarzer Bart, sehr zart und kraus, bedeckte seine Wangen; nur seine Kinderaugen hatte er behalten, sanfte graublaue Augen, in denen noch der ganze Schmelz der Unschuld lag.

Aus Mangel an Raum, eng aneinander gedrängt, schienen sie sich ordentlich wohl zu fühlen in ihrer düsteren Behausung.

Draußen, da mußte das Meer sein und die Nacht, die unendliche Oede der schwarzen, tiefen Gewässer. Eine Messinguhr an der Wand zeigte die elfte Stunde, die elfte Abendstunde ohne Zweifel, und über der Holzdecke vernahm man das Geräusch des Regens.

Sie sprachen vom Heiraten untereinander, sehr lustig, aber ohne daß einer ein anstößiges Wort gebraucht hätte. Nein, man schmiedete Pläne für die, die noch ledig waren, oder erzählte sich auch wohl spaßige Geschichten, wie sie daheim bei Hochzeiten passiert waren. Hin und wieder ließ auch der eine oder andre mit gutmütigem Lachen eine etwas zu durchsichtige Anspielung auf die Freuden der Liebe fallen; aber die Liebe, wie sie Leute dieses Schlages verstehen, ist immer eine gesunde Sache, die selbst in ihrer Derbheit fast keusch bleibt.

Sylvester indessen wurde unruhig, weil ein andrer, den man Yann nannte, nicht kam.

In der That, wo blieb er denn, dieser Yann? Immer bei der Arbeit da droben? Warum stieg er nicht herunter, um ein bißchen an ihrem Fest teilzunehmen?

„Es ist doch bald Mitternacht," sagte der Kapitän, indem er aufstand und mit dem Kopf den Holzdeckel aufhob, um diesen Yann zu rufen. Da fiel von oben ein höchst seltsamer Lichtschein in das Gemach.

„Yann! Yann! ... Heda! Mann!"

Von draußen antworte die rauhe Stimme des „Manns".

Und dieser bleiche Schimmer, der einen Augenblick, solange die Oeffnung frei blieb, hereingedrungen war, hatte große Aehnlichkeit mit dem Tageslicht. — „Bald Mitternacht ..." Trotzdem war es ganz wie Sonnenlicht, wie ein Dämmerschein, aus weiter Ferne durch geheimnisvolle Spiegel zurückgeworfen.

Als die Oeffnung sich geschlossen hatte, wurde es wieder Nacht, die kleine Hängelampe leuchtete wieder in gelbem Schein, und man hörte den „Mann" mit schweren Holzschuhen eine Leiter herabsteigen.

Wie ein großer Bär mußte er sich beim Eintreten zusammenducken, denn er war fast ein Riese; zunächst schnitt er eine Grimasse und hielt sich die Nase zu von wegen des scharfen Geruchs der Salzlake. Er ging ein bißchen zu sehr über das gewöhnliche Menschenmaß hinaus, besonders in der Schulterlinie, die gerade wie eine Mauer verlief, während die Muskeln sich, von vorn gesehen, unter dem blauen Trikot wie zwei Kugeln über den Armen abzeichneten. Er hatte große braune, sehr bewegliche Augen, von einem wilden und kühnen Ausdruck.

Sylvester schlang seine Arme um Yann und zog ihn an sich mit kindlicher Zärtlichkeit; er war mit dessen Schwester verlobt und behandelte ihn wie einen großen Bruder. Der andre ließ sich's mit der Miene eines zahmen Löwen gefallen und erwiderte diese Zärtlichkeit mit einem gutmütigen Lachen, das seine weißen Zähne zeigte.

Die Zähne, die bei ihm mehr Platz gehabt hatten, sich's bequem zu machen, als bei andern Menschen, standen etwas auseinander und erschienen ganz klein. Sein blonder Schnurrbart war, obwohl nie ein Schermesser darüber gekommen war, ziemlich kurz; in zwei symmetrischen Röllchen zog er sich kraus, aber fest geschlossen über den schön geschwungenen Lippen hin, um sodann beiderseits an den tiefen Mund-

winkeln zu zerflattern. Der übrige Bart war glatt abrasiert, und die gebräunten Wangen hatten jenen sammetartigen Hauch von Früchten bewahrt, die noch niemand berührt hat.

Als Yann Platz genommen hatte, füllte man die Gläser von neuem und rief den Schiffsjungen herbei, daß er die Pfeifen stopfe und anzünde, ein Geschäft, das diesem Gelegenheit gab, selbst ein wenig zu rauchen. Er war ein kräftiger kleiner Junge, mit einem runden Gesicht, ein bißchen Vetter zu all diesen Seeleuten, die mehr oder weniger miteinander verwandt waren, und nach der Arbeit, die ziemlich hart war, das verwöhnte Kind an Bord. Yann ließ ihn aus seinem Glas trinken, dann schickte man ihn schlafen.

Und nun nahm man das große Thema vom Heiraten wieder auf.

„Und du, Yann," fragte Sylvester, „wann gehen wir denn dir zur Hochzeit?"

„Schämst du dich nicht," sagte der Kapitän, „ein Mann so groß wie du, dabei siebenundzwanzig Jahre alt, und noch nicht verheiratet! Was sollen denn die Mädchen denken, wenn sie dich sehen?"

Yann zuckte die mächtigen Schultern, eine Gebärde, die von geringer Achtung für das weibliche Geschlecht zeugte, und antwortete: „Ich heirate für eine Nacht, manchmal auch nur für eine Stunde; je nachdem."

Er hatte soeben seine fünf Jahre bei der Kriegsmarine abgedient, dieser Yann; dort hatte er als Flottenkanonier mit der französischen Sprache auch diese cynischen Redensarten gelernt. Und nun begann er von seiner letzten Heirat zu erzählen, die, wie es schien, vierzehn Tage gedauert hatte.

Das war in Nantes gewesen, mit einer Sängerin. Eines Abends war er, vom Meer kommend, etwas angeheitert in eine Singspielhalle getreten. Am Eingang stand eine Frau, die ungeheure Blumensträuße, zu zwanzig Franken das Stück, feil hielt. Er hatte ihr einen abgenommen, ohne eigentlich zu wissen, was er damit anfangen sollte, und dann, sobald er im Saal war, hatte er ihn der Sängerin, die gerade auf der Bühne stand, mit aller Wucht mitten ins Gesicht geschleudert — halb als brutale Huldigung, halb aus Hohn für diese bemalte Puppe, die ihm gar zu rosig vorkam. Die Sängerin war unter dem Wurf zusammengebrochen; später hatte sie ihn fast drei Wochen lang angebetet.

„Ja," sagte er, „als ich fort mußte, schenkte sie mir sogar diese goldene Uhr."

Und er warf die Uhr auf den Tisch wie ein verächtliches Spielzeug, damit die andern sie sehen könnten.

Die Erzählung war von rohen Ausdrücken begleitet, von Bildern, wie nur er sie gebrauchte. Aber die banale Geschichte aus dem Leben der Zivilisation bildete einen schroffen Mißklang zu der Umgebung dieser primitiven Menschen, zu dem großen Schweigen des Meers, das man ringsumher ahnte, zu dieser mitternächtlichen Helle, die, von oben hereindringend, an die sterbenden Sommer des Pols gemahnt hatte.

Sylvester that es weh, Yann so sprechen zu hören, er wunderte sich darüber. Er war noch ein unschuldiges Kind, erzogen in der Ehrfurcht vor den heiligen Sakramenten von einer alten Großmutter, der Witwe eines Fischers im Dorfe Ploubazlanec. Als er noch ganz klein war, ging er jeden Tag mit ihr aufs Grab seiner Mutter, um dort knieend einen Rosenkranz zu beten. Vom Friedhof, der auf der Klippe lag, sah man in der Ferne die grauen Gewässer der Manche, wo sein Vater einst bei einem Schiffbruch verschwunden war. — Da sie arm waren, seine Großmutter und er, hatte er frühzeitig beim Fischfang mithelfen müssen, und seine Kindheit war auf der hohen See vergangen. Jeden Abend sagte er seine Gebete her, und seine Augen hatten ihren reinen, frommen Glanz bewahrt.

Auch er war schön und nach Yann am besten gebaut von allen an Bord. Seine sanfte Stimme und die kindliche Redeweise standen einigermaßen im Gegensatz zu seiner hohen Statur und dem schwarzen Bart; da er sehr rasch gewachsen war, brachte es ihn fast in Verlegenheit, als er mit einem Mal so breit und groß wurde. Er dachte sich so bald als möglich mit Yanns Schwester zu verheiraten, aber niemals noch hatte er die ermunternden Blicke irgend eines Mädchens erwidert.

An Bord gab es im ganzen nur drei Lagerstätten, je eine für zwei von den Leuten; darin schliefen sie bei Nacht abwechslungsweise.

Als sie ihr heutiges Fest — sie feierten die Himmelfahrt der Jungfrau, ihrer Schutzpatronin — beendet hatten, war es etwas über Mitternacht. Drei von ihnen krochen zum Schlaf in die kleinen schwarzen Nischen, die wie Grabkammern aussahen, und die drei andern stiegen aufs Deck hinauf, um die große unterbrochene Arbeit des Fischfangs wieder aufzunehmen; es waren dies Yann, Sylvester und noch ein Landsmann von ihnen Namens Wilhelm.

Draußen war es Tag, ewiger Tag. Aber es war ein mattes, bleiches Licht, das mit nichts Aehnlichkeit hatte und wie der Widerschein einer toten Sonne über die Dinge hinkroch. Rings um das Fahrzeug her begann sogleich eine ungeheure farblose Leere, und wo die Planken des Schiffs aufhörten, schien alles durchsichtig, ungreifbar, schemenhaft.

Das Auge vermochte es kaum zu erfassen, was das Meer sein sollte: zuerst sah es wie eine Art zitternder Spiegel aus, der keinerlei Bild zurückzuwerfen hätte, weiterhin schien es eine Ebene von Dunst zu werden, — und dann nichts mehr, weder Horizont noch Umrisse.

Die feuchte Frische der Luft war intensiver, durchdringender als wirkliche Kälte, und beim Atmen spürte man sehr deutlich den Salzgeschmack. Alles war ruhig, und es regnete nicht mehr; in der Höhe schienen form- und farblose Wolken dieses latente, unerklärliche Licht festzuhalten; man sah klar und hatte doch das Bewußtsein, daß es Nacht sei, und all diese bleichen Dinge zeigten nicht die Spur einer Schattierung, die man als solche hätte bezeichnen können.

Die drei Männer, die da auf Deck waren, lebten seit ihrer Kindheit auf diesen kalten Meeren, inmitten ihrer phantastischen Zaubergebilde, die so unbestimmt sind und schemenhaft wie Visionen. All diese wechselnde Unendlichkeit, sie sahen sie täglich um ihr enges Bretterhaus spielen, und ihre Augen waren daran gewöhnt wie die der großen Seevögel.

Das Fahrzeug wiegte sich träge auf der Stelle, immer mit demselben klagenden Laut, eintönig wie ein bretonisches Lied, das ein Schlafender im Traume singt. Yann und Sylvester hatten sehr rasch ihre Leinen und Angelhaken in Ordnung gebracht, während der dritte Mann eine Salztonne aufmachte und sich, sein großes Messer schleifend, hinter sie setzte.

Es dauerte nicht lang. Kaum hatten sie ihre Leinen in dem stillen, kalten Wasser ausgeworfen, so zogen sie sie auch schon wieder mit schweren, stahlgrau glänzenden Fischen zurück.

Und immer, immer wieder ließen die flinken Dorsche sich erwischen; schnell, ohne Unterbrechung vollzog sich dieser schweigsame Fischfang. Der dritte Mann nahm mit seinem großen Messer die Fische aus, schlug sie platt, salzte sie ein und zählte sie, und die salzige Beute, die bei der Heimkehr ihr Vermögen ausmachen sollte, häufte sich hinter ihnen auf, ganz frisch und triefend.

Eintönig schlichen die Stunden dahin, und da draußen in der großen, leeren Weite veränderte sich langsam das Licht; es schien jetzt mehr wirklich. Was eine blasse Dämmerung, eine Art Sommerabend im hohen Norden gewesen war, das wurde jetzt ohne das Zwischenglied der Nacht etwas wie ein Morgenrot, das alle Meeresspiegel in unbestimmten rosigen Streifen zurückwarfen.

„Sicherlich solltest du heiraten, Yann," sagte auf einmal Sylvester, sehr ernsthaft diesmal, indem er ins Wasser blickte. (Er sah aus, als wüßte er wohl eine daheim in der Bretagne, der es die braunen Augen seines großen Bruders angethan, aber er fühlte sich schüchtern, wenn er dieses wichtige Thema berührte.)

„Ich! ... Jawohl, dieser Tage werde ich Hochzeit machen —" und er lächelte dabei, dieser Yann, immer von oben herab, und ließ seine lebhaften Augen rollen — „aber mit keiner von den Töchtern des Landes; nein, mit der See, und ich lade euch alle, so viel ihr hier seid, zu dem Tanz ein, den ich geben werde ..."

Sie fischten weiter, denn man durfte seine Zeit nicht mit Plaudern verlieren, befand man sich doch inmitten eines ungeheuren Fischvolks, einer Wanderbank, die seit zwei Tagen kein Ende nahm.

Sie hatten alle die vorige Nacht durchwacht und in dreißig Stunden mehr als tausend der schwersten Stockfische gefangen; daher waren ihre starken Arme auch müde, und sie schliefen immer wieder ein. Nur ihr Körper wachte und setzte die Bewegungen des Fischens von selbst fort, während ihr Geist für Augenblicke in tiefen Schlummer sank. Aber die Luft der Weite, die sie einatmeten, war jungfräulich wie an den ersten Tagen der Schöpfung und so belebend, daß sie ihnen trotz aller Müdigkeit die Brust weiter dehnte und die Wangen frisch hielt.

Das Morgenlicht, das wirkliche Licht war endlich gekommen; wie zu der Zeit, da der Herr die Welt schuf, hatte es sich von der Finsternis geschieden, die am Horizont in schweren Massen geballt lag. Jetzt, wo man so klar sah, merkte man wohl, daß man aus der Nacht herauskam, daß jene Helle vorhin nur ein unbestimmtes, seltsames Traumlicht gewesen war.

Der schwerbedeckte Himmel zeigte hier und dort Risse wie die Oeffnungen eines Doms, durch die große Strahlen rosigen Silbers hereindrangen. Wie ein tiefschwarzes Schatten-

band zogen die niedern Wolkenlagen rings über die Wasser hin, die Fernen in unbestimmtes Dunkel hüllend. Sie erweckten den Eindruck, als befände man sich in einem geschlossenen Raum mit festen Grenzen; sie waren wie Vorhänge vor die Unendlichkeit gezogen, wie Schleier, bestimmt, Geheimnisse zu verbergen, deren Riesengröße der menschliche Geist nicht zu fassen vermocht hätte. An diesem Morgen hatte die veränderliche Außenwelt rings um das kleine Brettergerüst, das Yann und Sylvester trug, einen ungeheuer feierlichen Anstrich; sie hatte sich in ein Heiligtum verwandelt, und die Strahlengarben, die durch die Oeffnungen dieses Tempelgewölbs eindrangen, warfen ihren verlängerten Widerschein über das regungslose Wasser wie über die Fliesen eines Marmorparketts. Und dann sah man ganz in der Ferne allmählich ein andres Trugbild aufdämmern: eine Art rosigen Ausschnitt von großer Höhe, der ein Vorgebirge des düsteren Island war . . .

Yanns Hochzeit mit der See! . . . Sylvester dachte im Weiterfischen daran, ohne daß er noch etwas zu sagen gewagt hätte. Es hatte ihn betrübt, seinen großen Bruder in so spöttischem Ton von dem heiligen Sakrament der Ehe sprechen zu hören; und es hatte ihn geängstigt vor allem, denn er war abergläubisch.

Solange schon dachte er an diese Hochzeit Yanns! Er hatte geträumt, Gaud Mével, eine Blonde von Paimpol, würde die Erwählte sein, und er werde die Freude haben, dieses Fest mit anzusehen, ehe er seinen Dienst bei der Flotte antrat, — diese fünfjährige Verbannung, von der die Rückkehr unsicher war und deren unvermeidliches Näherkommen ihm anfing, aufs Herz zu drücken . . .

Vier Uhr morgens. Die andern, die sich unten niedergelegt hatten, kamen alle drei zur Ablösung herauf. Etwas verschlafen noch und mit voller Brust die freie kalte Luft einatmend, kamen sie daher, im Heraufsteigen noch mit dem Anziehen ihrer langen Stiefel beschäftigt, und sie schlossen die Augen, geblendet zuerst von all diesen bleichen Lichtreflexen.

Nun nahmen Yann und Sylvester rasch ihr erstes Morgenfrühstück ein; es bestand aus Zwieback, den sie mit dem Hammer zerschlugen und dann sehr geräuschvoll zerbissen, lachend, weil er so hart war. Sie waren wieder ganz munter geworden bei dem Gedanken an ihre warmen Lagerstätten, und sich um den Leib fassend, schritten sie wiegenden Ganges nach der Melodie eines alten Liedes zur Treppenluke.

Bevor sie durch die Oeffnung verschwanden, standen sie still, um mit Türk, dem Schiffshund, zu spielen, einem ganz jungen Neufundländer mit ungeheuren linkischen Kinderpfoten. Sie reizten ihn, und er schnappte nach ihrer Hand wie ein Wolf, was ihnen schließlich wehthat. Da schleuderte Yann, über dessen Auge sich eine Zornfalte gebildet hatte, das Tier zurück, daß es von dem Stoß heulend zusammenbrach.

Er hatte ein gutes Herz, dieser Yann, aber seine Natur war etwas wild geblieben, und wenn sein physisches Wesen allein ins Spiel kam, war eine sanfte Liebkosung von ihm oft einer brutalen Mißhandlung nicht unähnlich.

Zweites Kapitel.

Das Schiff hieß die „Marie", Kapitän Guermeur. Es fuhr jedes Jahr auf den großen gefahrvollen Fischfang in diese kalten Regionen, wo es im Sommer nicht Nacht wird. Es war sehr alt, so alt wie die Madonna aus Steingut, seine Patronin. Seine dicken Eisenrippen waren abgenutzt und verwittert, mit Feuchtigkeit und Salzlake durchtränkt, aber gesund noch und kräftig, hauchten sie den belebenden Teergeruch aus. In der Ruhe sah es mit seinem massiven Gliederbau schwerfällig aus, aber wenn die großen Brisen aus Westen bliesen, fand es seine behende Kraft wieder wie die Möwen im Sturm. Dann hatte es seine eigene Art, sich mit den Wogen zu heben, zu senken und wieder emporzutauchen, leichter als manches jüngere Schiff, das nach der neuesten Mode gebaut ist.

Was die Mannschaft betrifft, die sechs Großen und den Schiffsjungen, so waren sie alle „Isländer" (eine tapfere Seemannsrasse, die hauptsächlich in der Gegend von Paimpol und Tréguier zu Haus ist, wo sich das Fischergewerbe vom Vater auf den Sohn vererbt).

Sie hatten fast nie den Sommer Frankreichs gesehen. Jedes Jahr, wenn der Winter zu Ende ging, empfingen sie mit den andern Fischern in Paimpol den Abschiedssegen. Für diesen festlichen Tag war auf dem Quai ein Altar — immer der gleiche — aufgeschlagen; er ahmte eine Felsgrotte nach, in deren Mitte, umgeben von Trophäen aus Ankern, Rudern und Netzen, sanft und unbewegt die Jungfrau thronte,

die Patronin der Seeleute, die man für sie aus der Kirche geholt hatte, und die von Generation zu Generation mit denselben leblosen Augen auf die Glücklichen herabsah, denen ein guter Fang beschieden war, und auf die andern, die nicht wiederkommen sollten.

Langsam, von einer Prozession von Frauen und Müttern, Bräuten und Schwestern geleitet, umschritt der Priester mit dem Allerheiligsten den Hafen, wo alle Islandschiffe zum Gruß ihre Flaggen gehißt hatten. Vor jedem von ihnen stand der Priester still, vollzog mit Worten und Gebärden die Zeremonie des Segens, und dann zogen sie alle wie eine Flotte fort und ließen das Land fast entblößt von Gatten, Liebhabern und Söhnen zurück. Bei der Abfahrt sangen die Mannschaften zusammen mit voller, weithintönender Stimme die Lobgesänge auf Maria, Stern des Meeres.

Und jedes Jahr war es dieselbe Feier, derselbe Abschiedsgruß.

Danach begann wieder das Leben auf offener See, die Abgeschiedenheit mit drei oder vier rauhen Genossen auf schwanken Brettern, inmitten der kalten Gewässer des Nordmeers.

Bis jetzt war man immer zurückgekommen; die Jungfrau, Stern des Meeres, hatte das Fahrzeug beschützt, das ihren Namen trug.

Die Heimkehr erfolgte gewöhnlich gegen Ende August. Aber die „Marie" machte es wie viele Isländer, die Paimpol nur berühren und dann in den Golf von Gascogne hinunterfahren, wo man den Fang gut verkauft, und nach den Sandinseln mit den Salzteichen, wo man sich mit dem Salz für die nächste Fahrt versieht.

In diesen südlichen Hafenplätzen, die die Sonne noch wärmt, verteilt sich auf einige Tage die robuste Mannschaft dieser Boote, lechzend nach Vergnügungen, berauscht durch diesen Fetzen Sommer, diese mildere Luft und durch die Weiber.

Und wenn dann die ersten Herbstnebel kommen, geht es zurück an den heimatlichen Herd, nach Paimpol oder in die zerstreuten Hütten von Goëlo, um sich für einige Zeit mit Familien- und Liebesangelegenheiten, mit Heiraten und Geburten zu befassen. Fast immer findet man da kleine Neugeborene, die auf Taufpaten warten: denn viel Kinder braucht diese Rasse von Fischern, die Island verschlingt.

Drittes Kapitel.

In Paimpol waren an einem schönen Sommerabend, einem Sonntag im Juni dieses Jahrs, zwei Frauen eifrig mit dem Schreiben eines Briefes beschäftigt. Der Vorgang spielte sich vor einem breiten offenen Fenster ab, dessen massive Brüstung von altem Granit eine Reihe Blumentöpfe trug. Wie sie so über den Tisch gebeugt waren, erschienen sie beide jung; die eine hatte eine ungeheure Haube, wie sie vor Zeiten Mode war, die andre eine ganz kleine von der Form, wie sie die Paimpolesinnen neuerdings angenommen haben: zwei Verliebte, hätte man sagen mögen, die zusammen eine zärtliche Botschaft an irgend einen schönen „Isländer" aufsetzen.

Die mit der großen Haube hob, nach Gedanken suchend, den Kopf, und da sah man erst, daß sie alt war, sehr alt, trotzdem sie, von rückwärts betrachtet, so jugendlich aussah unter ihrem kleinen braunen Umschlagtuch. Aber uralt: eine gute Großmutter von wenigstens siebzig Jahren; noch hübsch, was das betrifft, und frisch noch mit ihren rosigen Bäckchen, wie sie manche Leute bis ins höchste Alter bewahren. Ihre Haube bestand aus zwei oder drei großen Musselindüten, die, scheinbar auseinander hervorwachsend, in den Nacken fielen. Ihr ehrwürdiges Gesicht nahm sich gut aus in diesem Rahmen von lauter Weiß, diesem Gefältel, das etwas Klösterliches hatte. Ihre sanften Augen waren voll Güte und Ehrlichkeit. Sie hatte nicht die Spur mehr von Zähnen, statt dessen sah man, wenn sie lachte, ihr rundes Zahnfleisch fast noch jugendfrisch. Trotz ihres Kinnes, das sich, wie sie zu sagen pflegte, wie ein Holzschuh zugespitzt, hatten die Jahre ihrem Profil nicht zu viel anhaben können; man erriet, daß es regelmäßig und rein gewesen sein mußte wie das einer Kirchenheiligen.

Sie sah durchs Fenster, ob ihr noch etwas einfiele, das ihrem Enkel Spaß machen könnte. In ganz Paimpol gab es keine Alte wie sie, die so drollige Einfälle über dies oder jenes oder selbst über gar nichts hatte. Drei oder vier unbezahlbare Geschichten standen bereits in dem Brief, — aber ohne jede Bosheit, die ihrem Gemüt fremd war.

Die andre hatte, als sie sah, daß nichts weiter kam, angefangen, sorgfältig die Adresse zu schreiben: „An Herrn Moan, Sylvester, an Bord der Marie, Kapitän Guermeur, im Isländischen Meer über Reykjawik."

Dann erhob sie gleichfalls den Kopf und fragte: „Fertig, Großmutter Moan?“

Sie war jung, die andre, köstlich jung, ein Gesicht von zwanzig Jahren, dabei sehr blond, was in dieser Ecke der Bretagne, wo die Rasse braun ist, zu den Seltenheiten gehört, mit flachsgrauen Augen und dunklen, fast schwarzen Wimpern. Ihre Brauen, die so blond waren wie die Haare, zeigten in der Mittellinie einen tieferen, rötlichen Ton, der ihr einen Ausdruck von Kraft und Willensstärke verlieh. Ihr etwas kurzes Profil war sehr edel, die Nase genau mit der Stirnlinie verlaufend wie bei den griechischen Gesichtern. Ein tiefes Grübchen unter der Unterlippe ließ deren Wölbung reizvoll hervortreten; — und von Zeit zu Zeit, wenn ein Gedanke sie sehr in Anspruch nahm, biß sie die Lippe mit ihren weißen Oberzähnen, daß unter der feinen Haut kleine rötere Streifen hinliefen. In ihrer ganzen schlanken Persönlichkeit war etwas Stolzes, auch ein wenig Ernstes, ein Vermächtnis ihrer Vorfahren, der kühnen Islandfahrer. Ihre Augen hatten einen festen und zugleich sanften Ausdruck.

Ihr muschelförmiger Kopfputz legte sich tief, fast wie eine Binde, an die Stirn an, erhob sich dann zu beiden Seiten und ließ zwei dicke Haarflechten frei, die sich über dem Ohr in Schnecken aufrollten, — eine Haartracht, die sich aus längstvergangener Zeit erhalten hat und den Frauen von Paimpol ein altertümliches Aussehen gibt.

Man fühlte, daß sie eine andre Erziehung genossen hatte als die arme Alte, der sie den Namen Großmutter gab, die aber thatsächlich nur eine entfernte Großtante von ihr war und viel Unglück gehabt hatte.

Sie, die Blonde, war die Tochter des Herrn Mével, eines alten Isländers, der ein bißchen Seeraub getrieben und sich durch gewagte Unternehmungen bereichert hatte.

Das schöne Zimmer, in dem der Brief geschrieben wurde, war das ihrige; darin stand ein ganz neues Bett mit Musselinvorhängen nach städtischer Art, und eine hellfarbige Tapete milderte die Unebenheiten der dicken Granitmauern. Eine weiße Kalkschicht verhüllte das ungeheure Deckengebälk, daran man das Alter des Hauses erkennen konnte; — es war das richtige wohlhabende Bürgerhaus, und die Fenster gingen auf jenen altersgrauen Platz von Paimpol hinaus, wo die Märkte und die Bittgänge abgehalten werden.

„Fertig, Großmutter Yvonne? Habt Ihr ihm nichts mehr zu sagen?“

„Nein, meine Tochter, nur einen Gruß von mir füge noch hinzu an den Sohn Gaos.“

Der Sohn Gaos! ... auch Yann genannt ... Sie war sehr rot geworden, das schöne, stolze Mädchen, als sie diesen Namen schrieb.

Sobald es gethan war, erhob sie sich und wandte den Kopf ab, als ob es draußen auf dem Platz etwas sehr Interessantes zu sehen gäbe.

Wenn sie aufrecht stand, war sie ein bißchen groß. Ihre Taille war wie die einer eleganten Stadtdame von einem straff sitzenden Leibchen umschlossen, das keine Falte warf. Trotz ihrer Haube sah sie wie ein Fräulein aus. Selbst ihre Hände, ohne so übermäßig klein und schmächtig zu sein, wie das jetzt aus Uebereinkunft für schön gilt, waren fein und weiß, da sie nie eine grobe Arbeit verrichtet hatten.

Freilich war sie auch einmal eine kleine Gaud gewesen, die mit bloßen Füßen im Wasser herumlief und, da sie keine Mutter mehr hatte, während der Zeit des Fischfangs, die ihr Vater in Island zubrachte, fast sich selbst überlassen blieb; hübsch, rosig, ungekämmt, eigenwillig, starrköpfig, kräftig emporwachsend in dem rauhen Luftzug der Manche. Um diese Zeit war sie von der armen Großmutter Moan aufgenommen worden, die ihr Sylvester zum Hüten gab, während sie selbst bei den Leuten von Paimpol ihrem schweren Tagewerk nachging.

Und sie verhätschelte ihn wie ein Mütterchen, diesen andern ganz Kleinen, der ihr anvertraut war und von dem sie im Alter kaum achtzehn Monate trennten; der so braun war, als sie blond, so fügsam und schweigsam, als sie lebendig und launenhaft.

Frühzeitig, da sie kaum fünf oder sechs Jahre zählte, hatte sie ihr Vater, der inzwischen durch einen einträglichen Handel mit Schiffsladungen zu Geld gekommen war, nach Saint-Brieuc und später nach Paris gebracht. — Da war aus der kleinen Gaud ein Fräulein Margarete geworden, ein großes nachdenkliches Wesen mit ernstem Blick. Immer ein wenig sich selbst überlassen, wenn auch in andrer Weise als damals an der bretonischen Küste, hatte sie ihre eigensinnige Kindesnatur bewahrt. Was sie vom Leben wußte, hatte ihr der Zufall offenbart, ohne daß sie es genau unterschieden hätte; aber eine angeborene außerordentliche Würde war ihr Schutz gewesen. Dann und wann hatte ihr Benehmen etwas Keckes, sie sagte den Leuten ganz offenherzig die überraschendsten

Dinge ins Gesicht und schlug den schönen, klaren Blick nicht nieder, wenn die jungen Männer sie ansahen; der Blick aber war so ehrbar, so gleichgültig, daß jene sich nicht darüber täuschen konnten und sofort einsahen, sie hätten es mit einem braven Mädchen zu thun, dessen Herz so frisch war wie ihr Gesicht.

Mehr als sie selbst hatte der Aufenthalt in jenen großen Städten ihre Tracht verändert. Wenn sie auch die Haube, von der sich die Bretoninnen schwer trennen, beibehielt, hatte sie sich doch rasch anders zu kleiden gelernt. Der freie Wuchs des Fischermädchens hatte sich, je mehr der von der Seeluft genährte Keim sich zu schwellender Blüte entfaltete, nach unten verfeinert im langen Schnürleib der Stadtfräulein.

Jedes Jahr kam sie mit ihrem Vater in die Bretagne zurück, aber nur im Sommer wie die Badegäste, und fand dort für einige Tage mit ihren Erinnerungen von einst auch den Namen Gaud wieder, der die bretonische Form für Margarete ist; ein bißchen neugierig vielleicht, diese Isländer zu sehen, die nie da waren, von denen man soviel sprach und von denen jedes Jahr ein Paar mehr beim Appell fehlten. Denn überall hörte sie reden von diesem Island, das ihr wie ein ferner Abgrund erschien — und wo nun der war, den sie liebte . . .

Und dann hatte sie eines schönen Tags eine Laune ihres Vaters, der hier als wohlhabender Rentner sein Leben beschließen wollte, für immer ins Land dieser Fischer zurückgeführt.

Die gute alte Großmutter, die in ihrer Armut so sauber aussah, entfernte sich dankend, sobald der Brief überlesen und couvertiert war. Sie wohnte ziemlich weit in einem abseits gelegenen Weiler, der zur Gemeinde von Ploubazlanec gehörte, in derselben Hütte, in der sie geboren war, wo ihre Söhne und Enkel aufgewachsen waren.

Auf ihrem Weg durch die Stadt hatte sie viele Grüße zu erwidern, denn sie gehörte zu den Alteingesessenen der Gegend, zu den Ueberresten einer mutigen und geachteten Familie.

Durch eine Ordnung und Sorgfalt, die ans Wunderbare grenzte, brachte sie es dahin, daß sie fast gut gekleidet aussah in ihren armseligen geflickten Röcken, die nicht mehr fest zusammenhielten. Immer war es dasselbe braune Umhängetuch, wie es die Paimpolesinnen tragen, auf das seit sechzig Jahren die Musselindüten ihrer großen Hauben niederfielen:

ihr eigenes Hochzeitstuch, als es noch blau war; dann für die Hochzeit ihres Sohnes Peter frisch aufgefärbt und seit jener Zeit für die Sonntage aufgespart, sah es noch ganz annehmbar aus.

Sie hielt sich beim Gehen noch immer aufrecht, gar nicht wie eine Alte, und wahrhaftig, trotz des etwas zu sehr in die Höhe gezogenen Kinns konnte man nicht umhin, sie ganz hübsch zu finden mit ihren guten Augen und dem feinen Profil.

Sie war sehr geachtet, das sah man schon daran, wie die Leute ihr guten Abend wünschten.

Unterwegs kam sie an ihrem Liebhaber vorüber, einem Schreiner seines Zeichens, der sie einst angeschmachtet hatte und jetzt als Achtzigjähriger immer vor seiner Hausthür saß, während die Jungen, seine Söhne, an der Hobelbank standen. — Niemals, so sagte man, habe er sich darüber getröstet, daß sie weder in erster noch in zweiter Ehe etwas von ihm hatte wissen wollen; aber mit den Jahren war daraus eine Art komischen, halb boshaften Grolls entsprungen, und stets redete er sie an: „Nun, meine Schöne, wann wird man denn Euch das Maß nehmen müssen? . . .“

Sie dankte verneinend, sagte, sie sei noch nicht entschlossen, sich dieses Gewand anfertigen zu lassen. Denn thatsächlich war es ein etwas plumper Scherz, mit dem der Alte auf ein gewisses Kostüm aus Tannenbrettern anspielte, auf das schließlich jede irdische Garderobe hinausläuft . . .

„Nun, wann Ihr wollt, also; aber geniert Euch nicht, meine Schöne, Ihr wißt ja . . .“

Er hatte ihr diesen Schabernack schon öfters angethan, doch heute wurde es ihr schwer, darüber zu lachen: sie fühlte sich müder heute, gebrechlicher durch dies Leben voll harter Arbeit, — und sie dachte an ihren teuren Enkel, ihren letzten, der nach seiner Heimkehr von Island fort mußte in den Dienst. — Fünf Jahre! . . . Fort nach China vielleicht, in den Krieg! . . . Würde sie wohl noch da sein, wenn er wiederkäme? — Eine Todesangst erfaßte sie bei dem Gedanken . . . Nein, sie war entschieden nicht so munter, wie sie aussah, die arme Alte, und jetzt verzog sich ihr Gesicht furchtbar, wie zum Weinen.

Es war also möglich, es war also richtig, daß man ihn ihr bald nehmen würde, diesen letzten Enkel, daß sie vielleicht sterben mußte ganz allein, ohne ihn wiedergesehen zu haben . . . Man hatte wohl Schritte gethan (Herren aus

der Stadt, die sie kannte), um ihn vom Dienst freizumachen, als Stütze einer fast hilflosen Großmutter, die bald nicht mehr arbeiten konnte. Es war nicht gelungen von wegen eines andern, eines älteren Bruders von Sylvester, Jean Moan, der desertiert war und von dem man in der Familie nicht mehr sprach, der aber gleichwohl noch lebte, irgendwo drüben in Amerika, und seinen Jüngeren um die Rechtswohlthat der Militärfreiheit brachte. Und dann war die Alte auch im Hinblick auf die kleine Pension, die sie als Witwe eines Seemanns bezog, als nicht arm genug befunden worden.

Als sie zu Haus war, betete sie lange für all ihre Verstorbenen, Söhne und Enkel, und voll inbrünstigen Vertrauens auch für ihren kleinen Sylvester; dann versuchte sie einzuschlafen mit dem Gedanken an jenes Kostüm aus Brettern, und das Gefühl, daß sie so alt wäre, wenn Sylvester fortmußte, legte sich ihr beklemmend aufs Herz ...

Die andre, die junge, war an ihrem Fenster sitzen geblieben und betrachtete die gelben Lichtreflexe des Sonnenuntergangs auf den Granitmauern und die schwarzen Schwalben, die am Himmel ihre Kreise zogen. Paimpol war immer sehr tot an diesen langen Maiabenden, selbst Sonntags; junge Mädchen, die niemand hatten, der ihnen den Hof machte, spazierten zu zweien oder dreien umher und träumten von ihren Liebsten in Island ...

„... Einen Gruß von mir an den Sohn Gaos ..." Es hatte sie sehr verwirrt, diese Worte zu schreiben und diesen Namen, der ihr jetzt nicht mehr aus dem Kopf wollte.

Sie brachte ihre Abende oft an diesem Fenster zu, wie ein Stadtfräulein. Ihr Vater sah es nicht gern, daß sie mit den andern Mädchen ihres Alters spazieren ging, die einst ihresgleichen gewesen waren. Und dann freute es ihn, wenn er aus dem Café kam und, seine Pfeife rauchend, mit andern alten Seeleuten seinen Gang machte, da oben an dem Granitfenster des stattlichen Hauses zwischen den Blumentöpfen seine Tochter zu sehen.

Der Sohn Gaos! ... Gegen ihren Willen suchten ihre Blicke das Meer, das man nicht sah, aber doch ganz nah fühlte, dort, am Ende jener kleinen Gäßchen, durch welche die Schiffsleute heraufkamen. Und ihre Gedanken nahmen denselben Weg hinaus in die Unendlichkeit jenes immer anziehenden, fascinierenden und verschlingenden Elements, weit fort bis zu jenen nördlichen Meeren, auf denen die Marie, Kapitän Guermeur, schwamm.

Welch ein sonderbarer Bursche war er doch, dieser Sohn Gaos, der sie jetzt floh, nachdem er sich ihr erst in so kecker und doch sanfter Weise genähert hatte!

Nun dachte sie in ihren Träumen wieder der Zeit, da sie — im vorigen Jahr — in die Bretagne zurückgekehrt war. An einem Dezembermorgen hatte sie mit ihrem Vater den Zug, der sie in einer Nachtfahrt von Paris hergebracht, in Guingamp verlassen, als eben der Tag graute und mit kalten weißlichen Nebeln gegen die Dunkelheit ankämpfte. Da war eine bisher unbekannte Empfindung über sie gekommen: diese alte, kleine Stadt, die sie immer nur im Sommer durchschritten hatte, sie erkannte sie nicht wieder; sie hatte das Gefühl, als tauche sie mit einem Mal in eine ferne, vergangene Zeit unter. Diese Stille, nach Paris! Diese Menschen, die da ruhig, als gehörten sie einer andern Welt an, im Nebel ihren kleinlichen Geschäften nachgingen! Diese alten Häuser von dunklem Granit, schwarz von Feuchtigkeit, auf denen noch die Schatten der Nacht lagen; all diese bretonischen Eigentümlichkeiten, die sie jetzt, wo sie Yann liebte, entzückten, waren ihr an jenem Morgen so trostlos traurig erschienen. Früh aufstehende Hausfrauen öffneten bereits ihre Hausthüren, und im Vorbeigehen that sie einen Blick in das Innere dieser alten Häuser mit dem großen Kamin, vor dem in behaglicher Ruhe mit Hauben auf dem Kopf alte Mütterchen saßen, die eben aufgestanden waren. Sobald es etwas heller geworden, war sie in die Kirche eingetreten, um ihr Gebet zu verrichten. Und wie ungeheuer, wie düster war es ihr erschienen, dieses gewaltige Kirchenschiff, — so verschieden von den Pariser Gotteshäusern mit seinen rauhen Pfeilern, deren Fuß die Jahrhunderte abgenutzt, seiner Grabesluft, die nach Alter und Salpeterdünsten roch! In einer tiefen Nische hinter den Säulen brannte eine Kerze, vor der eine Frauengestalt kniete, die ohne Zweifel ein Gelübde that; und der Schein dieses schwachen Lichtfunkens verlor sich im unbestimmten Dunkel der Gewölbe ...

Und mit einem Mal hatte sie da in sich selbst die Spur eines lang vergessenen Gefühls wiedergefunden: diese Art von Angst und Traurigkeit, die sie einst, als sie noch ganz klein war, empfunden hatte, wenn man sie des Winters zur ersten Frühmette in die Kirche von Paimpol führte.

Sie vermißte gleichwohl Paris nicht, obwohl es dort viel schöne und unterhaltende Dinge gab. Zunächst hatte sie, in deren Adern das Blut von Seefahrern floß, sich

dort beengt gefühlt, und dann war sie sich wie eine Fremde vorgekommen, die nicht dorthin gehörte. Mit ihren Hauben, die sie sich jedes Jahr in Paimpol anfertigen ließ, fühlte sie sich nicht wohl in den Straßen von Paris, ohne zu ahnen, daß man sich nur deshalb so oft nach ihr umwandte, weil sie so hübsch anzusehen war. Es gab unter den Pariserinnen wohl manche, die etwas Vornehmes an sich hatten, das sie anzog, aber gerade von diesen wußte sie, daß sie unnahbar waren. Und die andern, die tiefer standen und gern eine Bekanntschaft angeknüpft hätten, hielt sie verächtlich von sich fern, weil sie ihr nicht würdig erschienen. So hatte sie also ohne Freundinnen gelebt, fast ohne andre Gesellschaft als die ihres Vaters, der oft in Geschäften abwesend war. Sie vermißte es nicht, jenes einsame Leben in der Fremde.

Aber immerhin war sie am Tag ihrer Ankunft peinlich überrascht gewesen von der Rauheit dieser Bretagne, die sie mitten im Winter wiedersah. Und der Gedanke, daß sie noch vier oder fünf Stunden weiter in dieses düstere Land hineinfahren sollte, um nach Paimpol zu gelangen, hatte sich ihr wie ein Alp auf die Brust gelegt.

In der That waren sie den ganzen Nachmittag gereist, ihr Vater und sie, in einer alten Postkutsche, in die von allen Seiten der Wind hineinblies, waren bei sinkender Nacht durch traurige Dörfer gefahren und unter gespensterhaften Bäumen hin, an denen der Nebel in feinen Tropfen hing. Bald hatte man die Laternen anzünden müssen, und dann hatte man nichts mehr gesehen als zwei grüne Streifen, die wie bengalisches Feuer leuchtend, zu beiden Seiten den Pferden vorauszulaufen schienen — den Lichtschein, den die beiden Laternen auf die endlosen Hecken am Weg warfen. — Woher auf einmal dieses frische Grün im Dezember? ... Verwundert erst beugte sie sich hinaus, um besser zu sehen, dann besann sie sich und erkannte, was es war: der Ginster, der immergrüne Seeginster, der an den Wegen und auf den Klippen wächst und in der Gegend von Paimpol nie gelb wird. Gleichzeitig fing eine mildere Brise zu wehen an, die sie auch zu erkennen glaubte, und die von der See kam ...

Zuletzt war sie ganz wach und munter geworden bei dem Gedanken, der ihr gekommen war: „Ei, da wir im Winter sind, werde ich sie ja sehen diesmal, die schönen Islandfischer!“

Im Dezember mußten sie da sein, heimgekehrt alle die

Brüder, die Verlobten, Liebhaber, Vettern, von denen ihre Freundinnen, groß und klein, ihr bei jedem Sommeraufenthalt, wenn sie des Abends spazieren gingen, so viel erzählt hatten. Und dieser Gedanke beschäftigte sie, während ihr die Füße im Wagen zu Eis erstarrten ...

Sie hatte sie gesehen, in der That ... und nun hatte ihr einer davon ihr Herz gestohlen.

Viertes Kapitel.

Das erste Mal, daß sie ihn bemerkt hatte, diesen Yann, das war am Tag nach ihrer Ankunft gewesen, bei dem großen Bittgang der Isländer, der auf den 8. Dezember fällt, den Tag Unsrer lieben Frau von der frohen Botschaft, der Patronin der Fischer, — kurz nachdem die Prozession die düsteren, mit weißen Tüchern, Epheu und Stechpalmen geschmückten Straßen durchschritten hatte.

Es war eine schwerfällige, etwas wilde Freude, die sich da unter einem trüben Himmel entfaltete; eine Fröhlichkeit ohne Frohsinn, die aus Sorglosigkeit und Trotz, aus physischer Kraft und Alkohol zusammengesetzt war und auf der, unverhüllter als sonst, die allgemeine Todesdrohung lastete.

In Paimpol großer Lärm: Glockengeläute und Priestersang, in den Schenken rauhe, eintönige Lieder, alte klagende Weisen, die von der See gekommen oder sonstwoher aus der tiefen Nacht der Zeiten. Auf den Straßen Gruppen von Matrosen, die Arm in Arm einherschwankten, halb aus Gewohnheit, halb im beginnenden Rausch, und den Frauen lebhaftere Blicke zuwarfen nach der langen Enthaltsamkeit draußen auf hoher See; Gruppen von jungen Mädchen in weißen Nonnenhauben, die vollen Brüste eng eingeschnürt, in den schönen Augen das Sehnen eines ganzen Sommers. Und dieses Menschengewimmel umschließend, alte Häuser von Granit mit Dächern, die von Jahrhunderten des Kampfs mit den Westwinden, mit Flut und Regen, mit allem, was die See schickt, erzählten; aber auch von manch verwegenem Abenteuer voll Mut und Liebe, das sich unter ihnen abgespielt.

Und über all dem ein religiöses Gefühl, ein Hauch der Vergangenheit, der Ehrfurcht vor dem alten Kult und seinen schützenden Symbolen. Neben den Schenken die Kirche, deren Stufen mit Laub bestreut waren, die sich weit aufthat wie

eine große düstere Bucht, mit ihrem Weihrauchduft, ihren Kerzen inmitten des Dunkels und den Votivbildern, die überall von dem heiligen Gewölbe niederhingen. Neben den verliebten Mädchen die Bräute verschwundener Matrosen, die Witwen Schiffbrüchiger, die in ihren langen Trauertüchern aus den Totenkapellen traten und mit zur Erde gesenktem Blick schweigend wie eine schwarze Warnung durch dieses lärmende Gewühl des Lebens hinschritten. Und dort, ganz nahe, immer die See, die große Ernährerin und die große Verschlingerin dieser kräftigen Geschlechter, die sich auch rührte, auch lärmte und ihren Anteil an dem Fest nahm ...

Von all diesen Dingen zusammen empfing Gaud einen verworrenen Eindruck. Aufgeregt und lachlustig, und doch im Grund ihres Herzens beklommen, fühlte sie sich von einer Art Angst ergriffen bei dem Gedanken, daß dieses Land nun wieder für immer ihre Heimat geworden sei. Auf dem Platz, wo Gaukler und Marktschreier ihr Wesen trieben, spazierte sie mit ihren Freundinnen, die ihr rechts und links die Namen der jungen Burschen aus Paimpol oder Ploubazlanec nannten. Vor einer Bänkelsängerbande war ein Häuflein dieser Isländer stehen geblieben, die ihr den Rücken zuwandten, und beim Anblick des einen von ihnen, der ihr durch seine Hünengestalt und die fast zu breiten Schultern auffiel, hatte sie zuerst einfach und sogar mit einem Anflug von Spott gesagt: „Da ist einmal einer, der hat seine Größe!"

Es mochte das etwa so viel heißen wie: „Die den heiratet, mag sehen, wo sie Platz findet neben einem solchen Riesen!"

Er hatte sich umgedreht, als ob er sie gehört hätte, und der rasche Blick, mit dem er sie vom Kopf bis zu den Füßen umfing, schien zu sagen: „Wer ist denn die da in der Haube von Paimpol, die so elegant ist und die ich noch nie gesehen habe?"

Dann hatten sich seine Augen schnell gesenkt, wohl aus Höflichkeit, und er schien wieder ganz mit den Sängern beschäftigt, so daß man von seinem Kopf nichts mehr sah als die schwarzen Haare, die ziemlich lang und hinten im Nacken stark gelockt waren.

Sie, die bei einer Menge andrer ohne Scheu nach dem Namen gefragt hatte, wagte es nicht bei diesem hier. Das schöne Profil, das sie nur flüchtig gesehen, der stolze, etwas milde Blick dieser braunen Sterne, die so blitzschnell über das bläuliche Opal des Auges hingerollt waren, das alles hatte Eindruck auf sie gemacht und sie zugleich eingeschüchtert.

Und gerade das war jener „Sohn Gaos", der große Freund Sylvesters, von dem sie so oft bei den Moan hatte sprechen hören. Am Abend desselben Tages waren Sylvester und er, Arm in Arm dahinschreitend, ihrem Vater und ihr begegnet, und die beiden waren stehen geblieben, sie zu begrüßen ...

Dieser kleine Sylvester, er war sofort wieder eine Art Bruder für sie geworden. Als Verwandte, die sie waren, fuhren sie fort, sich zu duzen; — freilich hatte sie anfangs damit gezögert vor diesem großen Burschen von siebzehn Jahren, der schon einen schwarzen Bart hatte; da aber seine guten, sanften Kinderaugen sich nicht verändert hatten, so war sie bald wieder so bekannt mit ihm geworden, als hätte sie ihn nie aus dem Gesicht verloren. Wenn er nach Paimpol kam, behielt sie ihn des Abends zum Essen bei sich; das hatte nichts zu bedeuten, und er aß mit sehr gutem Appetit, da es bei ihm zu Haus etwas knapp herging ...

Aufrichtig gesagt, war dieser Yann nicht sehr galant gegen sie gewesen bei jener ersten Vorstellung, — an der Ecke einer kleinen grauen Straße, die ganz mit grünen Zweigen bestreut war. Er hatte sich darauf beschränkt, mit einer fast schüchternen Gebärde, die gleichwohl etwas sehr Vornehmes hatte, seinen Hut abzunehmen; dann hatte sein Blick, nachdem er rasch über sie hingeflogen, eine andre Richtung genommen, und es schien, als sei er unzufrieden über diese Begegnung und als habe er Eile, weiterzukommen. Eine starke Westbrise, die sich während der Prozession erhoben, hatte den Boden mit Buchszweigen übersät und den Himmel in schwarzgraue Schleier gehüllt ... Gaud sah das alles in der Erinnerung genau wieder: diesen trübseligen Anbruch der Nacht, die dem Fest ein Ende machte, die weißen, mit Blumen besteckten Tücher, die sich längs der Mauern im Wind drehten, die lärmenden Gruppen dieser sturm- und wetterfesten Isländer, die sich vor dem Regen singend in die Kneipen zurückzogen, vor allem den großen Burschen, der da aufrecht vor ihr stand und mit einer verwirrten Miene den Kopf abwandte, als verdrösse ihn die Begegnung ...

Welch tiefe Veränderung war seit jener Zeit in ihr vorgegangen! ...

Und welch ein Unterschied zwischen dem Lärm jenes Festschlusses und der Ruhe von heute! Wie war dasselbe Paimpol so still und leer an diesem Maiabend, während die lange, laue Dämmerung sie an ihrem Fenster festhielt in einsamen Liebesträumen! ...

Fünftes Kapitel.

Es war bei einer Hochzeit, wo sie sich das zweite Mal sahen. Der Sohn Gaos war ihr zum Brautführer bestimmt worden. Anfangs hatte sie sich eingebildet, es sei ihr unangenehm, mit diesem großen Burschen, den alle Welt wegen seiner Riesengestalt anstarren würde und der ihr unterwegs vermutlich nichts zu sagen wußte, über die Straße zu gehen!... Und dann schüchterte er sie entschieden ein mit seinem vornehmen, wilden Wesen.

Zur festgesetzten Stunde, als sich schon alles zum Zug versammelt hatte, war dieser Yann nicht erschienen. Die Zeit verging, er kam nicht, und schon war die Rede davon, nicht länger auf ihn zu warten. Da erst hatte sie bemerkt, daß er allein es war, für den sie sich geputzt, und daß an der Seite irgend eines andern von diesen jungen Burschen das Fest, der Tanz für sie jeden Reiz verloren hätten ..

Schließlich war er gekommen, im Festputz auch er, und hatte sich ohne Verlegenheit bei den Brauteltern entschuldigt. Die Sache lag so: Von England her waren ganz unerwartet große Züge von Fischen signalisiert worden, die am Abend etwa in der Höhe von Aurigny vorbeikommen sollten; daraufhin hatte sich alles, was in Ploubazlanec von Booten vorhanden war, eilends segelfertig gemacht. Es entstand eine Aufregung in den Dörfern, die Weiber suchten ihre Männer in den Schenken auf und trieben sie zur Eile an, halfen auch selbst mit beim Heißen der Segel und beim Flottmachen der Boote, kurz die ganze Gegend geriet in Aufruhr...

Er erzählte das, während die andern sich um ihn drängten, mit großer Leichtigkeit, mit den ihm eigenen Bewegungen, dem rollenden Auge und einem Lächeln, das seine glänzenden Zähne zeigte. Von Zeit zu Zeit warf er, um die Hast der Arbeit eindringlicher zu schildern, ein kleines seltsam gedehntes Hu! zwischen die Sätze, — einen Matrosenruf, der die Schnelligkeit andeuten soll und das Pfeifen des Windes nachahmt. Er, der Erzähler, hatte sich rasch nach einem Ersatzmann umsehen und ihn dem Schiffspatron vorstellen müssen, dem er sich für den Winter verdingt hatte. Daher seine Verspätung, und um die Hochzeit nicht zu versäumen, gab er seinen ganzen Anteil am Fang preis.

Diese Gründe fanden bei den zuhörenden Fischern volles Verständnis, und niemand dachte daran, ihm die

Verspätung übel zu nehmen; — die andern Isländer, die anwesend waren, bedauerten nur, nicht zeitig genug benachrichtigt worden zu sein, um wie die von Ploubazlanec von dem Vermögen zu profitieren, das da draußen vorbeischwamm.

Nun war's zu spät, da war nichts mehr zu machen: es blieb weiter nichts übrig, als den Mädchen den Arm zu reichen. Draußen begannen die Geigen ihr Spiel, und lustig setzte man sich in Marsch.

Zuerst hatte sich Yanns Gespräch nur in allgemeinen Redensarten bewegt, wie man sie bei solchen Festen an junge Mädchen richtet, die man noch wenig kennt. Unter all diesen Paaren waren sie allein einander fremd; sonst gab es im Zug nur Vettern und Basen, Bräutigame und Bräute, auch einige Liebespaare waren darunter.

Aber am Abend, während man tanzte, war das Gespräch zwischen ihnen wieder auf jenen großen Fischzug gekommen, und plötzlich, indem er ihr voll in die Augen sah, hatte er ihr das Unerwartete gesagt: „Es gibt in Paimpol, ja in der Welt, nur Sie, die mich dazu bringen konnte, auf diese Fahrt zu verzichten; nein sicherlich, für keine andre hätte ich das gethan, Fräulein Gaud . . .“

Erstaunt zuerst, daß dieser Fischer so zu ihr zu sprechen wagte, zu ihr, die so ein bißchen wie eine Königin zu diesem Fest gekommen war, und dann innerlich entzückt von seinen Worten, hatte sie ihm schließlich geantwortet: „Ich danke Ihnen, Herr Yann; auch ich bin lieber mit Ihnen als mit irgend einem andern.“

Das war alles gewesen. Aber von diesem Augenblick an, bis der Tanz zu Ende ging, war der Ton ihres Gesprächs ein andrer geworden, ihre Stimmen klangen leiser, sanfter . . .

Man tanzte zum Klang des Leierkastens und der Geige, und zwar fast immer dieselben Paare zusammen. Wenn er zu ihr zurückkam, nachdem er anstandshalber mit irgend einer andern getanzt hatte, tauschten sie ein Lächeln wie Freunde, die sich wiederfinden, und setzten ihr trauliches Gespräch fort. Yann erzählte in naiver Weise von seinem Fischerleben, den Anstrengungen und dem Lohn, die es ihm brachte, von den Schwierigkeiten, die seine Eltern mit der Erziehung der vierzehn kleinen Gaos gehabt hatten, deren ältester Bruder er war.

Nun waren sie aus dem Schlimmsten heraus, dank

einem Wrack, das ihr Vater in der Manche gefunden und dessen Verkauf ihnen nach Abzug des dem Staat zufallenden Gewinnanteils zehntausend Franken eingetragen hatte. Damit konnten sie ein erstes Stockwerk auf ihr Haus setzen, das auf der Spitze von Ploubazlanec, da wo das bebaute Land aufhört, im Weiler Pors-Even stand und mit seiner schönen Aussicht die Manche beherrschte.

Es sei ein harter Beruf, meinte er, der der Isländer: so von Monat Februar an hinausfahren nach einem Land, wo es so kalt ist und düster und das Meer so schlimm . . .

Dieses ganze Gespräch, dessen sie sich entsann, als wäre es gestern gewesen, ließ Gaud wieder langsam durch ihren Geist ziehen, während sie in die Mainacht hinaussah, die sich auf Paimpol niedersenkte. Wenn er keine Heiratsgedanken gehabt hatte, wozu erzählte er ihr all diese Einzelheiten seines Lebens, die sie halb und halb wie eine Braut angehört hatte? Er sah doch nicht aus wie einer, der seine Angelegenheiten aller Welt mitteilt . . .

„Und doch ist es ein gutes Handwerk," hatte er weiter gesagt, „und ich möchte es mit keinem andern vertauschen. Es gibt Jahre, wo man mir bei der Heimkehr achthundert, andre, wo man mir zwölfhundert Franken auszahlt, die ich unsrer Mutter bringe."

„Die Sie Ihrer Mutter bringen, Herr Yann?"

„Ja gewiß, immer alles. Das ist so Brauch bei uns Isländern, Fräulein Gaud." (Er sagte das, als wäre es eine ganz natürliche Sache, die nicht anders sein könnte.) „So habe ich auch, Sie werden es kaum glauben, fast nie Geld. Sonntags, wenn ich nach Paimpol komme, gibt mir unsre Mutter etwas. Und so ist es mit allem. Dies Jahr hat mir der Vater die neuen Kleider machen lassen, die ich trage, sonst hätte ich nie zu der Hochzeit kommen mögen. O nein, sicherlich, in den Kleidern vom vorigen Jahr hätte ich Sie nicht zum Tanz geführt . . ."

Für sie, die an den Anblick der Pariser gewöhnt war, waren sie vielleicht nicht sehr elegant, diese neuen Kleider Yanns, das kurze Wams, das sich über einer etwas altmodischen Weste öffnete; aber der Körper, der sich darunter abzeichnete, war tadellos schön, und der Tänzer hatte trotz alledem etwas Vornehmes.

Lächelnd blickte er ihr jedesmal, wenn er ihr etwas gesagt hatte, in die Augen, um zu sehen, was sie davon dächte. Und wie gut und ehrlich blieb sein Blick, während

er ihr das alles erzählte, damit sie erfahre, daß er nicht reich sei!

Auch sie lächelte ihm zu, indem sie ihm immer voll ins Gesicht sah; sie antwortete sehr wenig, aber sie hörte mit ganzer Seele zu, immer mehr erstaunt und zu ihm hingezogen.

Welch ein Gemisch von wilder Rauheit und naiver Kindlichkeit war er! Seine tiefe Stimme, die im Verkehr mit andern barsch und bestimmt klang, wurde im Gespräch mit ihr immer frischer und einschmeichelnder; für sie allein fand er jene sanften, vibrierenden Töne, die wie eine verschleierte Musik von Saiteninstrumenten klangen.

Und wie eigentümlich, daß dieser große Bursche, der sich so ungezwungen bewegte, dessen Anblick Furcht erweckte, zu Haus immer noch als kleines Kind behandelt wurde und es natürlich fand; daß er, der in der Welt herumgekommen war, Abenteuer und Gefahren bestanden hatte, seinen Eltern gegenüber diese völlige, ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit bewahrte!

Sie verglich ihn mit andern, die sie mit ihren Huldigungen verfolgt hatten um ihres Geldes willen. Und der hier schien ihr der Beste, den sie je gekannt, und zugleich der Schönste.

Um ihm noch näher zu kommen, hatte sie erzählt, daß man es bei ihr zu Haus auch nicht immer so gut gehabt, wie heute; daß ihr Vater seine Laufbahn als Islandfischer begonnen habe und sehr viel auf die Isländer halte; daß sie selbst sich erinnere, wie sie als ganz kleines Kind barfuß auf dem Strand herumgelaufen — nach dem Tod ihrer armen Mutter.

O, diese köstliche, entscheidende, einzige Nacht in ihrem Leben, — wie weit schon lag sie zurück, da sie in den Dezember fiel und man nun im Mai war! All die schönen Tänzer von damals fischten jetzt dort unten im isländischen Meer, wo ein blasses Sonnenlicht die ungeheure Einsamkeit erhellte, während die bretonische Erde langsam in Dunkelheit versank.

Gaud blieb an ihrem Fenster. Der Platz von Paimpol, den von allen Seiten altertümliche Häuser umschließen, wurde mit der anbrechenden Nacht immer trostloser: man vernahm jetzt fast kein Geräusch mehr. Ueber den Häusern schien die noch leuchtende Leere des Himmels sich zu erweitern, zu heben, sich noch mehr von den irdischen Dingen abzulösen,

die jetzt in der Dämmerung insgesamt nur noch einen einzigen schwarzen Ausschnitt von Giebeln und alten Dächern bildeten. Von Zeit zu Zeit schloß sich eine Thür oder ein Fenster; irgend ein alter Seemann schritt, von der Schenke kommend, rollenden Gangs durch die kleinen, dunklen Gassen; oder ein Paar verspätete Mädchen kamen mit Maiblütensträußen vom Spaziergang heim. Eine von ihnen, die Gaud kannte, wünschte ihr guten Abend und streckte ihr mit erhobenem Arm ein Bündel Weißdornzweige entgegen, wie um sie daran riechen zu lassen; die Dunkelheit war noch so durchsichtig, daß man die duftigen weißen Blütenbüschel erkennen konnte. Uebrigens schwebte noch ein andrer süßer Duft von den Gärten und Höfen herauf, wo an den Granitmauern das Geißblatt blühte, und ein unbestimmter Geruch von Seegras, der vom Hafen kam. Die letzten Fledermäuse glitten lautlosen Flugs durch die Luft wie Traumwesen.

Gaud hatte manchen Abend an diesem Fenster verbracht, hatte auf diesen melancholischen Platz hinabgesehen und dabei an die Isländer gedacht, die fortgezogen waren, und immer an jenen Abend beim Tanz . . .

Gegen das Ende jenes Hochzeitsfestes war es sehr heiß geworden, und vielen Tänzern wirbelte der Kopf. Sie entsann sich Yanns, wie er mit andern, mit Mädchen und Frauen tanzte, deren Liebhaber er mehr oder weniger gewesen sein mußte; sie entsann sich, mit wie geringschätziger Herablassung er deren Herausforderungen beantwortet hatte . . . Wie anders war er mit diesen! . . .

Es war ein trefflicher Tänzer; aufrecht wie eine Eiche im Hochwald, den Kopf zurückgeworfen, drehte er sich mit leichter und zugleich vornehmer Anmut. Sein braunes, lockiges Haar, das ihm etwas in die Stirn fiel, blähte sich im Luftzug des Tanzes; Gaud, die ziemlich groß war, fühlte, wie es ihre Haube streifte, wenn er sich in der Hitze eines Walzers vorbeugte, sie fester zu umfassen.

Von Zeit zu Zeit machte er sie durch ein Zeichen auf seine kleine Schwester Maria und Sylvester aufmerksam, die beiden Verlobten, die zusammen tanzten. Er hatte ein gutmütiges Lächeln für die beiden, die, so jung und so zurückhaltend in ihrem Verkehr miteinander, sich gegenseitig Verbeugungen machten und sich mit schüchterner Miene ganz leise die liebenswürdigsten Dinge sagten. Er hätte nicht gestattet, daß es anders sei, sicherlich; aber gleichwohl amüsierte ihn, den Unternehmenden, die Naivetät der beiden, und er tauschte

mit Gaud ein verständnisvolles Lächeln aus, das da sagte: Wie hübsch und drollig sie anzusehen sind, „unsre“ zwei kleinen Geschwister! . . .

Gegen Ende der Nacht gab es ein allgemeines Küssen und Umarmen: Vettern und Basen, Verlobte und Verliebte küßten sich, und das geschah ganz offen und ehrlich, herzhaft vor aller Welt. Er hatte sie nicht geküßt, wohlverstanden; so etwas erlaubte man sich nicht mit der Tochter des Herrn Mével; höchstens daß er sie bei den letzten Tänzen vielleicht etwas fester an seine Brust drückte, und sie, vertrauensvoll, widerstrebte ihm nicht, im Gegenteil, sie preßte sich wieder an ihn, dem ihre ganze Seele gehörte.

„Habt ihr die freche Person gesehen, wie sie ihn ansieht?“ fragten zwei oder drei schöne Mädchen, die ihre blond oder schwarz bewimperten Augen keusch zu Boden schlugen und unter den Tänzern mindestens einen, wenn nicht zwei Geliebte hatten. In der That, sie sah ihn oft an, aber sie hatte die Entschuldigung, daß er der erste, der einzige junge Mann war, den sie je in ihrem Leben solchen Blickes gewürdigt.

Als sie sich des Morgens, beim ersten eisigen Tagesgrauen, da alles in Eile aufgebrochen war, trennten, hatten sie in besonderer Weise Abschied voneinander genommen, wie zwei Verlobte, die sich am nächsten Tag wiedersehen. Und dann war sie auf dem Heimweg mit ihrem Vater über diesen selben Platz gegangen, ohne jede Müdigkeit, so frisch und heiter, daß es ihr eine Lust war zu atmen, und der eisige Nebel draußen und das trübe Tagesgrauen, alles das war ihr köstlich und lieblich vorgekommen.

Die Mainacht war längst hereingebrochen, die Fenster hatten sich nach und nach alle mit leisem Kreischen geschlossen, nur Gaud saß noch immer da und ließ das ihrige offen. Die Wenigen, die noch vorübergingen und im Dunkel die Umrisse ihrer weißen Haube unterschieden, mußten sich sagen: „Da ist eine, die sicher von ihrem Geliebten träumt.“ Und es war richtig, sie träumte von ihm und war nahe daran, zu weinen; ihre kleinen, weißen Zähne bissen die Lippen und zerstörten fortwährend das Grübchen, das den frischen Mund so reizvoll hervorhob. Ihre Augen starrten ins Dunkel und sahen nichts von der Wirklichkeit . . .

Warum war er nach jenem Tanz nicht wiedergekommen? Welche Veränderung in ihm? Als sie ihm zufällig begegnete, schien er ihr auszuweichen, indem er die Augen abwandte.

Oft hatte sie mit Sylvester davon gesprochen, der es ebensowenig begriff: „Und doch,“ sagte Sylvester, „ist er derjenige, Gaud, den du heiraten solltest, wenn dein Vater es erlaubte, denn du findest in der ganzen Gegend keinen, der ihm gleichkommt. Zunächst will ich dir sagen, daß er sehr vernünftig ist, wenn er auch nicht so aussieht; nur ganz selten kommt es vor, daß er sich betrinkt. Er setzt wohl manchmal seinen Kopf auf, aber im Grund ist er ganz und gar sanftmütig. Nein, du kannst nicht wissen, wie gut er ist. Und ein Seemann! Die Kapitäne reißen sich um ihn jedes Jahr, wenn der Fischfang beginnt . . .“

Der Zustimmung ihres Vaters war sie sicher, denn nie hatte dieser sie in ihrem Willen behindert. Daß Yann nicht reich war, daraus machte sie sich nichts. Für einen Seemann wie er genügte ein kleiner Geldvorschuß, um ihn einen sechsmonatlichen Kurs in der Steuermannsschule mitmachen zu lassen, dann konnte er ein Kapitän werden, dem alle Reeder ihre Fahrzeuge gern anvertrauten.

Auch wegen seiner Riesengestalt machte sie sich keine Sorgen. Zu große Stärke kann bei einer Frau zum Fehler werden, aber bei einem Mann thut sie der Schönheit nicht den geringsten Eintrag.

Andrerseits hatte sie in unauffälliger Weise bei den Mädchen der Gegend, die alle Liebesgeschichten auswendig wußten, Erkundigungen eingezogen: niemand konnte ihm ein festes Verhältnis nachweisen; ohne daß ihm an der einen mehr als an der andern gelegen schien, lief er rechts und links, in Lézardrieux so gut als in Paimpol, den Schönen nach, die ihn begehrten.

An einem Sonntagabend, sehr spät, hatte sie ihn gesehen, wie er mit einer gewissen Jeannie Caroff, die ja gewiß ganz hübsch war, aber einen sehr schlechten Ruf hatte, eng angeschmiegt unter ihren Fenstern vorbeiging. Und das hatte ihr bitter wehe gethan. Man hatte ihr auch versichert, er sei sehr jähzornig; in einem gewissen Café von Paimpol, wo die Isländer ihre Feste abhalten, habe er einen dicken Marmortisch durch eine Thür geschleudert, die man ihm nicht aufmachen wollte . . .

Alles das verzieh sie ihm: man weiß ja, wie die Seeleute manchmal sind, wenn es gerade über sie kommt . . . Aber wenn sein Herz gut war, warum hatte er sie aufgesucht, sie, die an nichts dachte, um sie nachher zu verlassen? Wozu brauchte er sie eine ganze Nacht lang anzusehen mit jenem

schönen Lächeln, das so aufrichtig schien, und ihr mit seiner sanften Stimme Bekenntnisse zu machen, wie einer Braut? Jetzt war sie unfähig zu wechseln und sich an einen andern zu hängen. Früher, da sie noch als Kind in diesem Land weilte, hatte man sie oft wegen ihrer Starrköpfigkeit gescholten und sie ein böses kleines Ding genannt, eigensinnig wie keine andre; das war ihr geblieben. Nun war sie ein schönes Fräulein, etwas ernst und hochmütig in ihrem Benehmen, darum sich niemand gekümmert hatte, und im Grund doch ganz dieselbe.

Nach jenem Abend war ihr der ganze letzte Winter in der Erwartung vergangen, ihn wiederzusehen, und er war nicht einmal gekommen, ihr lebewohl zu sagen vor der Abfahrt nach Island. Nun, da er nicht mehr da war, existierte nichts mehr für sie; die träge Zeit schien dahinzuschleichen — bis zur Rückkehr im Herbst, da sie beschlossen hatte, sich Gewißheit zu verschaffen und der Sache ein Ende zu machen ...

Die Glocke auf der Mairie schlug die elfte Stunde, — mit jenem eigentümlich hellen Klang, den die Glocken in ruhigen Frühlingsnächten annehmen. In Paimpol ist elf Uhr sehr spät; da schloß Gaud ihr Fenster und zündete die Lampe an, um sich schlafen zu legen ...

Vielleicht war es auch nur Scheu bei diesem Yann; oder fürchtete er, stolz, wie auch er war, zurückgewiesen zu werden, weil er sie für zu reich hielt? ... Sie hatte ihn schon selbst fragen wollen ganz einfach; aber Sylvester hatte gefunden, das ginge nicht, solche Kühnheit schickte sich nicht für ein junges Mädchen. In Paimpol bekrittelte man so wie so schon ihr Aussehen und ihre Kleidung ...

Langsam, zerstreut, wie im Traum legte sie ihre Kleider ab: erst die Musselinhaube, dann den eleganten, nach städtischer Mode zugeschnittenen Rock, den sie nachlässig auf einen Stuhl warf. Hierauf das lange Fräuleinkorsett, dessen Pariser Form den Leuten zu reden gab. Und nun, da ihr Körper frei war, nicht mehr zusammengepreßt, zeigte er wieder seine natürlichen Linien, die voll und weich waren, wie die einer Marmorstatue.

Sie wußte, daß ihr Gesicht hübsch war, aber von der Schönheit ihres Körpers hatte sie keine Ahnung. Uebrigens gehört in dieser Gegend der Bretagne, bei den Töchtern der Islandfischer, die Schönheit fast zur Rasse, man bemerkt sie kaum mehr, und selbst die eitelsten unter ihnen würden sich schämen, damit zu prahlen, wie es die raffinierten Städterinnen thun.

Sie begann die Haarschnecken über dem Ohr aufzuwickeln, daß die beiden Flechten ihr wie schwere Schlangen in den Rücken fielen. Dann steckte sie diese wie eine Krone auf dem Scheitel fest, — und nun glich sie mit ihrem geraden Profil einer römischen Jungfrau.

Aber immer noch biß sie die Lippen und fuhr mit erhobenen Armen fort, in den blonden Flechten zu wühlen, — wie ein Kind, das sich mit irgend einem Spielzeug zu schaffen macht und dabei an etwas andres denkt. Nun ließ sie die aufgesteckten Flechten wieder in den Rücken fallen und begann sie sehr hastig aufzulösen, daß sie bald bis zu den Hüften davon umhüllt war, was ihr das Aussehen einer Druide gab. Und endlich, als ihr trotz alledem, trotz der Liebe und der Lust zu weinen, der Schlaf kam, warf sie sich plötzlich auf ihr Bett und verbarg das Gesicht in dieser seidenen Haarfülle, die sie jetzt wie ein Schleier umfloß.

In ihrer Hütte von Ploubazlanec hatte die Großmutter Moan endlich auch den Schlaf gefunden, den eisigen Schlaf der Greise, in Gedanken an ihren Enkel und an den Tod.

Und zu derselben Stunde gingen an Bord der Marie — im Polarmeer, das an diesem Abend sehr unruhig war — Yann und Sylvester, die beiden Ersehnten, beim endlosen Licht des Tages munter dem Fischfang nach, den sie mit ihren Liedern begleiteten ...

Sechstes Kapitel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Etwa einen Monat später. — Im Juni.

An den Küsten von Island herrschte jenes seltene Wetter, das die Matrosen die „Weiße Stille" nennen; das heißt nichts rührte sich in der Luft, als wären alle Brisen erschöpft, zu Ende. Der Himmel hatte sich mit einem großen, weißlichen Schleier bedeckt, der sich nach unten verdichtete und gegen den Horizont in ein mattes Blei- oder Zinngrau überging. Und darunter hatten die trägen Wasser einen bleichen, frostigen Glanz, der die Augen ermüdete. Die ganze schillernde Meeresfläche schien, so weit man sah, von einem Netz unbestimmter Zeichnungen bedeckt, die sich ineinander verschlangen, sich vermischten und vergingen wie die Ringe, die man auf einen Spiegel haucht.

Ewiger Abend oder ewiger Morgen, es war unmöglich zu sagen: eine Sonne, die keine Stunde mehr anzeigte, die immer da blieb und auf diese tote, schillernde Fläche herabsah und selbst nicht mehr war als solch ein Ring, fast ohne Umriß, durch einen trüben Hof ins Unendliche vergrößert.

Yann und Sylvester sangen, während sie nebeneinander fischten: „Jean François de Nantes,“ das Lied, das kein Ende nimmt, — aber gerade diese Eintönigkeit belustigte sie, und sie blickten sich, über den kindischen Spaß lachend, von der Seite an, so oft sie die Strophe von vorne anfingen, jedesmal bemüht, ihr einen neuen Schwung zu verleihen. Ihre Wangen waren rosig angehaucht von der großen salzigen Frische; die Luft, die sie atmeten, war belebend und jungfräulich, sie sogen sich die Brust voll an dieser Quelle aller Kraft und alles Seins.

Und trotzdem machte alles um sie herum den Eindruck des Leblosen, einer Welt, die zu Ende oder noch nicht geschaffen ist; das Licht hatte keine Wärme, nichts rührte sich, als wäre jedes Ding für immer erstarrt unter dem Blick dieses großen, geisterhaften Auges, das die Sonne war.

Die „Marie“ warf einen Schatten übers Meer, der sehr lang war, wie am Abend, und grün schien inmitten dieser glatten Flächen, welche die Weiße des Himmels wiederstrahlten; und die ganze, von diesem Schatten bedeckte Stelle, die nicht spiegelte, war durchsichtig, so daß man sehen konnte, was unter dem Wasser vorging: unzählige Fische, Myriaden und Myriaden, alle gleich, glitten leise in derselben Richtung vorüber, als hätte ihr unablässiges Wandern ein Ziel. Das waren die Dorsche, die da gemeinsam ihre Bewegungen ausführten, in langen, parallelen Streifen, die den Eindruck grauer Schraffierungen machten und von einem hastigen Zittern bewegt waren, das dieser Masse stummer Lebewesen etwas Flüssiges verlieh. Manchmal drehten sie sich mit einem jähen Schlag ihrer Schwanzflossen alle zugleich um, daß man ihren silberglänzenden Leib sah, und dann setzte sich derselbe Schlag, dieselbe Drehung, in langsamer Wellenbewegung durch den ganzen Schwarm fort, als ob Tausende von Metallklingen zwischen den Wassern aufblitzten.

Die Sonne, die schon sehr tief stand, sank noch mehr, es mußte also entschieden Abend sein. Je mehr sie in jene bleifarbige Zone am Meereshorizont hinabsank, desto gelber wurde sie, desto bestimmter zeichnete sich ihr Kreis ab. Man konnte sie mit den Augen fixieren wie den Mond; gleich-

wohl leuchtete sie, aber es sah aus, als wäre sie gar nicht fern im Raume, als müßte man, wenn man nur mit einem Schiff bis an den Horizont führe, auf diesen großen, trüben Ballon stoßen, der da einige Meter über den Wassern in der Luft schwamm.

Der Fischfang ging ziemlich schnell von statten; wenn man in das stille Wasser hinabblickte, konnte man sehr gut sehen, wie die Sache sich abspielte: wie die Dorsche gierig anbissen, dann, den Stich fühlend, sich mit einem kleinen Ruck noch fester anhackten. Und schnell, von Minute zu Minute, zogen die Fischer mit beiden Händen ihre Leinen heraus und warfen die Beute dem zu, der sie auszunehmen und plattzuschlagen hatte.

Die Flottille der Paimpolesen belebte, auf dem ruhigen Spiegel zerstreut, diese Oede. Hier und dort erschienen in der Ferne die kleinen Segel; nur der Form halber ausgespannt, da sich kein Lüftchen rührte, hoben sie sich in blendender Weiße hell von dem eintönigen Grau des Horizontes ab.

An diesem Tag nahm es sich so friedlich, so leicht aus, das Handwerk der Isländer; — ein Geschäft für junge Damen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Jean François de Nantes;
Jean François,
Jean François!“

So sangen die beiden großen Kinder. Und Yann machte sich recht wenig daraus, daß er so schön war und so vornehm aussah. Uebrigens zeigte er sich nur Sylvester gegenüber so kindlich, nur mit ihm sang und spielte er; im Verkehr mit den andern war er im Gegenteil verschlossen und eher stolz und finster; aber dabei doch sehr dienstbereit, wenn man ihn brauchte, immer gütig und sanft, wenn man ihn nicht reizte.

Sie, die beiden, sangen dieses Lied, und ein paar Schritte weiter sangen die zwei andern etwas andres, auch so eine schwermütig schläfrige Weise.

Man langweilte sich nicht, und die Zeit verging.

Drunten in der Kabine brannte immer ein Feuer in dem eisernen Herd, und der Deckel der Luke war geschlossen, damit die, welche schlafen wollten, sich einbilden könnten, es sei Nacht. Sie brauchten sehr wenig Luft zum Schlafen; minder kräftige, in der Stadt aufgewachsene Leute hätten mehr bedurft. Aber wenn die Brust sich den ganzen Tag

über an der unendlichen Atmosphäre vollgesogen hat, so schläft sie auch ein und rührt sich fast nicht mehr; dann kann man sich wie die Tiere in jedes noch so kleine Loch verkriechen.

Jeder suchte, wenn er seinen Dienst gethan, wie's ihm gerade paßte, das Lager auf, unbekümmert um die Tageszeit, da die Stunden in dieser beständigen Helle keine Rolle mehr spielten. Und es war ein guter Schlaf, den sie schliefen, ein Schlaf ohne Erregung und Träume, der alle Anstrengung auslöschte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Jean François de Nantes;
Jean François,
Jean François!"

Sie betrachteten jetzt tief am grauen Horizont etwas, das sich nicht genau unterscheiden ließ. Ein kleiner Rauch, der wie ein mikroskopischer Schweif aus dem Wasser aufstieg, von einem andern ein klein wenig tieferen Grau als das des Himmels. Mit ihren Augen, die geübt waren, in die Tiefen zu dringen, hatten sie es schnell bemerkt.

Ein Dampfer da draußen!

„Mich dünkt," sagte der Kapitän, „mich dünkt, daß es ein Staatsdampfer ist, — der Kreuzer, der seine Runde macht . . ."

Diese unbestimmte Rauchwolke brachte den Fischern Nachrichten von Frankreich, unter anderm einen gewissen Brief von einer alten Großmutter, den die Hand eines schönen jungen Mädchens geschrieben hatte.

Langsam kam es näher, bald sah man den schwarzen Rumpf, — es war richtig der Kreuzer, der in diesen westlichen Fjorden seine Runde machte.

Gleichzeitig begann eine leichte Brise, die sich mit scharfem Hauch erhoben hatte, die Oberfläche der toten Gewässer stellenweise zu kräuseln und auf dem leuchtenden Spiegel grünblaue Streifen zu zeichnen, die sich verlängerten und wie Fächer ausbreiteten oder sich verzweigend die Form von Korallen annahmen. Das geschah sehr schnell mit einem Brausen, das wie ein Weckruf klang, der das Ende dieser ungeheuren Erstarrung ankündigte. Der Himmel entledigte sich seiner Schleier und wurde klar; die Dünste, die zum Horizont hinabsanken, türmten sich dort zu Haufen grauer Watte und bildeten eine Art weicher Mauer rings um das Meer. Die beiden endlosen Spiegel, zwischen denen die Fischer sich befanden, der über ihnen und der unter ihnen,

nahmen wieder ihre tiefe Durchsichtigkeit an, als wären die Dämpfe weggewischt, die sie getrübt hatten. Das Wetter änderte sich, aber in einer zu hastigen Art, die nicht gut war.

Und von verschiedenen Punkten des Meers, aus allen Richtungen kamen Fischerboote daher: alles was sich von französischen Booten in diesen Gewässern umhertrieb, Bretonen, Normannen, Fahrzeuge aus Boulogne oder Dünkirchen. Wie Vögel, die sich auf ein verabredetes Zeichen vereinigen, versammelten sie sich um diesen Kreuzer; selbst aus den fernsten Tiefen des Horizonts kamen welche daher, und überall tauchten ihre kleinen grauweißen Schwingen auf. Sie bevölkerten völlig die bleiche Einöde.

Kein langsames Treiben mehr, sie hatten ihre Segel der neuen frischen Brise entgegengespannt und kamen in Eile näher.

Auch das ziemlich entfernte Island war sichtbar geworden; als wollte es gleichfalls näher kommen, wie sie, zeigte es immer deutlicher seine großen nackten Felsmassen, die die Sonne nur widerwillig von der Seite und von unten bescheint. Ja es setzte sich sogar fort in einem andern Island von ähnlicher Farbe und mit noch riesigeren Felsmassen, das nach und nach deutlich hervortrat, aber doch nur ein Trugbild war, aus Dunst gewebt. Und die Sonne, immer tief am Horizont dahinschleichend, unfähig, sich über die Dinge zu erheben, schien durch dieses Trugbild einer Insel hindurch, daß man glauben konnte, sie stehe davor; ein Anblick, den das Aug nicht zu fassen vermochte. Sie hatte keinen Hof mehr, und ihre runde Scheibe, die wieder scharf umrissen war, schien eher einem armen gelben Planeten anzugehören, der dort in Todeskampf unschlüssig inmitten eines Chaos stillstand . . .

Der Kreuzer, der gestoppt hatte, war jetzt von der Plejade der Isländer umringt. Von all diesen Fahrzeugen lösten sich Barken in Form von Nußschalen ab, die ihm rauhe Männer an Bord brachten mit langen Bärten, in ziemlich verwildertem Aufzug. Sie hatten alle etwas zu erbitten, fast wie die Kinder, Mittel für kleine Verletzungen, allerlei Flickzeug, Lebensmittel, Briefe.

Es gab viel Briefe diesmal für die Isländer, unter andern zwei für die „Marie, Kapitän Guermeur“, der eine „an Herrn Gaos, Yann“, der zweite „an Herrn Moan, Sylvester“ (dieser war über Dänemark nach Reykjavik gelangt, von wo der Kreuzer ihn aufgenommen hatte). Der

Wagenmeister, der aus seinem Leinwandsack die Verteilung vornahm, hatte oft einige Mühe, die Adressen zu lesen, die nicht immer von sehr geschickter Hand geschrieben waren.

Und der Kommandant sagte: „Vorwärts, vorwärts, das Barometer sinkt.“

Es beunruhigte ihn ein wenig, alle diese kleinen Nußschalen in See und so viele Fischer in dieser unsicheren Region versammelt zu sehen.

Yann und Sylvester hatten die Gewohnheit, ihre Briefe zusammen zu lesen.

Abseits in einer Ecke sitzend, hatten sie sich die Arme um die Schultern gelegt und lasen sehr langsam, wie um sich besser einzuprägen, was da aus der Heimat berichtet war.

In Yanns Brief fand Sylvester Nachrichten von Marie Gaos, seiner kleinen Braut; in dem an Sylvester gerichteten las Yann die drolligen Geschichten der alten Großmutter Yvonne, die im Unterhalten der Abwesenden nicht ihresgleichen hatte; und dann die letzte Zeile, die ihn betraf: „Einen Gruß von mir an den Sohn Gaos.“

Und als die Briefe gelesen waren, zeigte Sylvester den seinigen schüchtern seinem großen Freund, damit dieser die Hand bewundere, die ihn geschrieben.

„Sieh doch, was das für eine schöne Handschrift ist, nicht wahr, Yann?“

Aber Yann, der sehr wohl wußte, wem diese Mädchenhand gehörte, wandte achselzuckend den Kopf ab, als wolle er damit sagen, die Geschichte mit dieser Gaud fange ihn nachgerade zu langweilen an.

Da faltete Sylvester das arme verschmähte Blatt Papier sorgfältig wieder zusammen, steckte es in den Umschlag und verbarg es unter der Wolljacke an seiner Brust, indem er ganz trübselig zu sich sagte: „So viel ist sicher, die werden sich nie heiraten ... Aber was kann er nur gegen sie haben? ...“

Die Glocke des Kreuzers hatte Mitternacht geschlagen, und sie saßen noch immer wie im Traume da und dachten an die Heimat, an die Abwesenden, an tausend Dinge ...

In diesem Augenblick fing die ewige Sonne, die mit ihrem Rand etwas unter das Wasser getaucht war, sich wieder zu heben an.

Und das war der Morgen.

Zweiter Teil.

Siebentes Kapitel.

Auch die Sonne Islands hatte ihr Aussehen und ihre Farbe verändert, und sie eröffnete diesen neuen Tag mit einem unheilverkündenden Morgen. Ganz befreit von ihrem Schleier, schoß sie große Strahlen, die den Himmel wie Pfeile durchschnitten und einen nahen Umschlag des Wetters anzeigten.

Es war zu schön seit einigen Tagen, das mußte ein Ende nehmen. Der Wind blies auf diese Versammlung von Fahrzeugen, als fühlte er das Bedürfnis, sie auseinander zu treiben, das Meer frei zu machen; und sie begannen sich zu zerstreuen, zu fliehen wie eine geschlagene Armee, vor dieser in die Luft geschriebenen Drohung, über die man sich nicht mehr täuschen konnte.

Immer stärker blies es und durchschauerte Menschen und Schiffe. Die jetzt noch kleinen Wellen fingen an hintereinander herzurennen, sich zu vereinen; erst lief es wie ein Geäder von weißem Schaum darüber hin, das an den Rändern zu Gischt wurde, dann stiegen knisternde Dämpfe empor; es war wie ein Kochen und Brodeln — und all dieser unheimliche Lärm wuchs von Minute zu Minute.

Man dachte nicht mehr ans Fischen, nur noch an das Bergen der Fahrzeuge. Die Leinen waren längst eingezogen. Alle hasteten sich, fortzukommen — die einen suchten, noch rechtzeitig Schutz in den Fjorden zu finden, während andre es vorzogen, die Südspitze Islands zu umschiffen und die hohe See zu gewinnen, um mehr Raum vor dem Wind zu bekommen. Noch sahen sie sich gegenseitig, hier und dort tauchten aus den Wogenschlünden Segel auf, armselige, müde feuchte Lappen, die sich aber doch aufrecht hielten, wie jene

Kinderspielwaren aus Holundermark, die sich immer wieder aufrichten, wenn man sie umbläst.

Die große Wolkenschicht, die sich am westlichen Horizont zu einer Insel verdichtet hatte, löste sich nunmehr von oben auf, und ihre Fetzen flogen durch den Himmelsraum. Sie schien unerschöpflich, diese Wolkenschicht: der Wind dehnte sie, streckte sie, zog sie auseinander und verstreute die Teile wie dunkle Vorhänge über das fahlgelbe Himmelsgewölbe.

Immer stärker wurde dieser mächtige Hauch, der alles bewegte. Der Kreuzer war nach den schützenden Buchten Islands abgedampft, die Fischer blieben allein auf diesem erregten Meer, das ein schlimmes Aussehen und eine schauerliche Färbung annahm. Sie eilten sich mit ihren Vorkehrungen für schlechtes Wetter. Die Entfernungen zwischen ihnen wurden größer, sie mußten sich bald aus dem Gesicht verlieren.

Die schneckenförmig gekräuselten Wellen fuhren fort, einander nachzulaufen, sich zu vereinigen und gegenseitig zu verschlingen, um immer höher zu werden, und zwischen ihnen höhlten sich Abgründe. In einigen Stunden war alles zerwühlt und umgewälzt in dieser am Vorabend noch so ruhigen Region, und an Stelle des Schweigens war ein betäubender Lärm getreten. Welch jäher Umschwung, diese nutzlose unbewußte Erregung, die so schnell gekommen war! Welchen Zweck hatte das alles? ... Welches Geheimnis barg sich hinter dieser blinden Zerstörungswut? ...

Die Wolken, immer von Westen kommend, jagten sich in wilder Flucht, türmten sich übereinander und verdunkelten alles. Etliche gelbe Risse blieben allein übrig, durch welche die Sonne von unten her ihre letzten Strahlengarben sandte, und das Wasser, das jetzt ins Grünliche spielte, bedeckte sich immer mehr mit weißem Gischt.

Um Mittag hatte die „Marie" schon völlig ihr Sturmgewand angelegt; mit geschlossenen Luken und eingezogenen Segeln tanzte sie leicht und behende dahin; inmitten der beginnenden Verwirrung schien es, als spielte sie mit dem Sturm, wie die großen Delphine. Sie hatte nur noch das Focksegel aufgesetzt und floh vor dem Wetter, wie der seemännische Ausdruck für diese Gangart lautet.

Droben war es ganz dunkel geworden, ein geschlossenes Gewölbe von erdrückender Wucht, mit etlichen schwärzeren Flecken, die sich wie Kohlenlager unförmlich darüber breiteten; das schien fast ein unbeweglicher Dom, und man mußte genau hinsehen, um zu begreifen, daß es im Gegenteil in

schwindelnder Bewegung war: große graue Tücher in Eile vorüberfliegend, immer wieder durch andre ersetzt, die von der Tiefe des Horizonts kamen, Gewebe von Finsternis, die sich wie von einer endlosen Spule abrollten . . .

Sie floh vor dem Wetter, die „Marie", floh immer schneller; und das Wetter floh auch — vor irgend etwas Unbekanntem, Geheimnisvollem und Furchtbarem. Der Wind, das Meer, die „Marie", die Wolken, alles war in gleicher Weise von diesem Taumel einer rasenden, wahnsinnigen Flucht erfaßt. Was am schnellsten ausholte, das war der Wind; dann kam die hochgehende See, die schwerer, langsamer hinter ihm dreinlief, und dann, in diese allgemeine Bewegung mit hineingerissen, die „Marie". Die Wellen verfolgten sie, mit ihren bleichen Kämmen in beständigem Sturz sich überschlagend, und sie, immer erreicht, immer überholt, entwischte ihnen trotzdem, dank dem geschickten Kielwasser, das sie sich zu schaffen wußte und an dessen Gegenströmung die Wucht der Wogen sich brach.

Und das Merkwürdigste bei dieser Flucht war eine Illusion von Leichtigkeit; ohne jede Mühe und Anstrengung fühlte man sich dahingetragen. Wenn die „Marie" die Wogenberge erstieg, so geschah es ohne Erschütterung, als hätte sie der Wind emporgehoben; und der Absturz nachher war wie ein Gleiten, man hatte dabei jenes eigentümliche Gefühl, wie man es auf der russischen Schaukel oder bei einem Sturz im Traum empfindet. Sie glitt gleichsam rückwärts, indem der fliehende Berg unter ihr zusammensank, um weiterzulaufen, und dann tauchte sie wieder in eine jener großen Höhlungen hinunter, die auch mitliefen. Ohne sich zu beschädigen, berührte sie den schauerlichen Schlund, und die aufspritzende Flut benetzte sie nicht einmal, sondern floh wie alles übrige und zerstäubte im Fliehen wie Rauch, in nichts . . .

Auf dem Grund dieser Höhlungen war es schwärzer, und so oft eine Woge vorüber war, sah man hinter sich die andre ankommen; die andre noch größere, die sich in durchsichtigem Grün aufbäumte und mit rasenden Krümmungen, mit Voluten, die sich zu schließen drohten, näher eilte, als wollte sie sagen: „Warte nur, bis ich dich erwische, und ich verschlinge dich . . ."

Aber nein: sie hob einen nur, wie man mit einem Achselzucken eine Feder hebt, und sanft fast fühlte man sie unter sich weggleiten mit ihrem brausenden Gischt, ihrem tosenden Wassersturz.

Und so ging es fort, ununterbrochen, aber es wurde immer stärker. Die Wogen folgten sich gewaltiger in langen Gebirgsketten, deren Thäler nachgerade Furcht erweckten. Und diese ganze wahnsinnige Bewegung beschleunigte sich, unter einem Himmel, der sich mehr und mehr verdunkelte, inmitten eines stets ungeheurer anschwellenden Lärms.

Das war allerdings sehr schlimmes Wetter, und man mußte auf der Hut sein. Aber solang man freien Raum vor sich hat, Raum zum Fliehen — —! Und dann hatte die „Marie" gerade in diesem Jahr die westlichen Reviere Islands abgefischt; so gewann man mit dieser Flucht ein gute Strecke Wegs für die Heimfahrt.

Yann und Sylvester standen am Steuer, mit den Gürteln festgebunden. Sie sangen immer noch das Lied von Jean François de Nantes; sie sangen es aus voller Kehle, berauscht von der rasenden Bewegung; und lachend, daß sie sich in dem allgemeinen Lärm nicht mehr hören konnten, drehten sie ihre Köpfe und sangen gegen den Wind, bis ihnen der Atem ausging.

„He, Kinder, wird's euch nicht zu dumpf da oben?" fragte der Kapitän indem er, wie ein Teufel, der aus der Dose springen will, sein bärtiges Gesicht durch die halbgeöffnete Luke streckte.

O nein, dumpf war es sicherlich nicht.

Furcht hatten sie keine, denn sie wußten genau, was eine geschickte Lenkung vermag, und vertrauten auf die Festigkeit ihres Schiffs, auf die Kraft ihrer Arme — und auch auf den Schutz jener Jungfrau aus Steingut, die seit vierzig Jahren, da sie die Islandfahrer begleitete, diesen schlimmen Tanz schon so oft mitgemacht hatte, immer lächelnd zwischen ihren künstlichen Blumensträußen . . .

„Jean François de Nantes;
Jean François,
Jean François!"

Im allgemeinen sah man nicht weit um sich; auf ein paar hundert Meter schien alles in einer Art unbestimmten Schreckens zu enden, in fahlen Wogenkämmen, die sich bäumten und die Aussicht versperrten. Man glaubte sich stets inmitten einer engbegrenzten, obwohl beständig wechselnden Scene, und außerdem waren alle Dinge in jene Art von Wasserrauch gehüllt, der wie eine Wolke mit äußerster Schnelligkeit über die ganze Meeresoberfläche hinzog. Aber von Zeit zu Zeit öffnete sich gegen Nordwest eine Lichtung, von wo

der Wind umspringen konnte: dann erschien am Horizont ein heller Streifen, der einen Widerschein über die wilden weißen Wogenkämme warf und das Himmelsgewölbe noch dunkler erscheinen ließ. Und diese Lichtung war traurig anzusehen; dieser flüchtige Blick ins Ferne schnürte das Herz noch mehr zusammen, da er überall dasselbe Chaos erkennen ließ, dieselbe Wut überall — bis an die Grenze jener großen, öden Horizonte und noch unendlich weit darüber hinaus: der Schrecken hatte keine Grenzen, und man befand sich mitten darin allein!

Ein gigantisches Gebrüll ging von all dem aus wie ein Vorspiel zur Apokalypse, das den Weltuntergang ankündigt. Und man unterschied darin Tausende von Stimmen: von oben her kamen welche pfeifend oder dumpf grollend mit einer Ungeheuerlichkeit, die sie fast entfernt erscheinen ließ: das war der Wind, die große Seele dieses Aufruhrs, die unsichtbare Macht, die alles lenkte. Aber es gab noch andre Laute, nähere, greifbarere, drohendere, die das Wasser ausstieß, zischend wie über Kohlen ...

Immer noch wuchs der Sturm.

Und trotz ihres Fliehens begann das Meer sie zuzudecken, zu fressen, wie sie sich ausdrückten: erst waren es Sprühwellen, die von hinten peitschten, dann ganze Wassermassen, die mit einer Gewalt über sie hereinbrachen, als wollten sie alles zertrümmern. Die Wogen erreichten eine immer größere, immer tollere Höhe, und doch zerteilten sie sich im Anstürmen, und man sah das zurückfallende Wasser in großen grünlichen Fetzen vom Wind nach allen Richtungen geschleudert. Schwere Massen davon fielen mit klatschendem Geräusch aufs Deck, und dann zitterte die „Marie“ wie vor Schmerz in allen Fugen. Jetzt unterschied man nichts mehr vor all dem weißen zerflatternden Gischt, der, wenn die Böen stärker heulten, in dichteren Wirbeln, wie der Staub der Landstraße, vor ihnen herlief. Ein starker Regen, der gekommen war, zog gleichfalls schräg, fast horizontal dahin, und all das zusammen pfiff und peitschte und schnitt wie Geißelriemen ins Fleisch.

Die beiden blieben am Steuer angebunden und hielten sich stramm in ihren steifen Wachstuchanzügen, die wie Haifischhäute glänzten; sie hatten sie am Hals, an Knöcheln und Handgelenken mit geteertem Bindfaden fest zugeschnürt, daß kein Wasser durchkonnte; alles triefte an ihnen, und wenn es zu arg wurde, machten sie den Rücken krumm und

stemmten sich fest, um nicht umgeworfen zu werden. Auf ihren Wangen brannte die Haut, und jeden Augenblick stockte ihnen der Atem. So oft wieder ein tüchtiger Wassersturz über sie niedergegangen war, sahen sie sich an und lachten über die Menge Salz, die sich in ihrem Bart aufgespeichert hatte.

Auf die Länge indessen wurde sie doch äußerst ermüdend, diese Wut, die sich nicht beruhigte, immer mit der gleichen Erbitterung weiter tobte. Die Zornausbrüche von Menschen und Tieren erschöpfen sich und lassen rasch nach; — lange, lange muß man die der leblosen Dinge ertragen, die weder Ursache noch Ziel haben, geheimnisvoll sind wie das Leben und wie der Tod.

„Jean François de Nantes;
Jean François,
Jean François!“

Von ihren Lippen, die blaß geworden, kam immer noch der Refrain des alten Lieds, aber wie etwas Tonloses, das man unbewußt von Zeit zu Zeit wieder aufnimmt. Das Uebermaß von Bewegung und Lärm hatte sie trunken gemacht, trotz all ihrer Jugend klapperten ihnen die Zähne vor Kälte und aus dem Lachen wurde ein Grinsen; ihre unter den brennenden, zuckenden Lidern halbgeschlossenen Augen blieben starr in wilder Erschlaffung. An ihr Steuer geschmiedet wie zwei Marmorpfeiler, machten sie mit ihren eingeschrumpften blaugefrorenen Händen die nötigen Griffe, fast ohne zu denken, einfach weil ihre Muskeln es so gewohnt waren. Mit ihren triefenden Haaren und dem krampfhaft verzerrten Mund sahen sie fremdartig aus, und in ihren Mienen erschien ein Zug ursprünglicher Wildheit.

Sie sahen sich nicht mehr! Sie hatten nur das Bewußtsein, daß sie noch da waren, einer an des andern Seite. In den gefährlicheren Momenten, jedesmal wenn sich hinter ihnen ein neuer furchtbarer Wasserberg brausend auftürmte und überhangend mit dumpfen Schlag das Schiff traf, bewegte sich eine ihrer Hände, um unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes zu machen. Sie dachten an nichts mehr, weder an Gaud noch an sonst ein weibliches Wesen, noch an irgend welche Heirat. Es dauerte schon zu lang, sie hatten keine Gedanken mehr; der Rausch von Lärm, Erschöpfung und Kälte verdunkelte alles in ihrem Kopf. Sie waren nur noch zwei erstarrte Fleischklumpen, die dieses Steuer festhielten; zwei kräftige Tiere, die sich instinktmäßig hier anklammerten, um nicht zu sterben.

Achtes Kapitel.

Es war in der Bretagne, in der zweiten Hälfte des Septembers, da die Tage schon kühl wurden. Gaud wanderte ganz allein auf der Heide von Ploubazlanec in der Richtung auf Pors-Even.

Seit nahezu einem Monat waren die isländischen Fahrzeuge zurück, — mit Ausnahme von zweien, die in jenem Junisturm verschwunden waren. Aber die „Marie" hatte sich gut gehalten, Yann und alle an Bord befanden sich ruhig zu Hause.

Gaud fühlte sich sehr verwirrt bei dem Gedanken, daß sie sich zu diesem Yann begab. Ein einziges Mal hatte sie ihn gesehen seit der Rückkehr von Island; das war damals gewesen, als sie alle zusammen dem armen kleinen Sylvester, der seinen Dienst antreten mußte, das Geleite gegeben hatten. Yann, der gleichfalls gekommen war, hatte so gethan, als wende er die Augen ab bei ihrem Anblick, und da viele Leute um den Wagen herumstanden, war es nicht möglich gewesen, sich zu sprechen.

Da hatte sie schließlich einen großen Entschluß gefaßt, und, etwas ängstlichen Herzens zwar, ging sie zu den Gaos.

Ihr Vater und der Yanns hatten früher gemeinschaftliche Geschäfte miteinander gehabt und jener schuldete diesem so etwa hundert Franken als Anteil für den gemeinsamen Verkauf einer Barke.

„Ihr solltet mich das Geld hintragen lassen, Vater," hatte sie gesagt; „einmal möchte ich gern Marie Gaos sehen, dann bin ich in Ploubazlanec noch nie so weit gekommen, und der Gang würde mir Spaß machen."

Im Grund war es eine ängstliche Neugier, Yanns Familie zu sehen, in die sie vielleicht eines Tags eintreten sollte, und das Haus, das Dorf.

In einem letzten Gespräch vor der Abreise hatte ihr Sylvester das scheue Wesen seines Freunds auf seine Art erklärt: „Siehst du, Gaud, er ist nun einmal so wie er ist; er will sich überhaupt nicht verheiraten, das ist seine Idee; er liebt eben nur die See, und eines Tages hat er uns sogar im Spaß gesagt, ihr habe er die Heirat versprochen."

Sie verzieh ihm daher sein sonderbares Benehmen, und da sie immer noch sein schönes offenes Lächeln von jener

Tanznacht her im Gedächtnis hatte, so begann sie wieder zu hoffen.

Wenn sie ihn dort bei den Seinen traf, so würde sie ihm nichts sagen, gewiß nicht; ihre Absicht war es nicht, sich so dreist zu zeigen. Aber er, wenn er ihr so nahe gegenüberstand, er würde vielleicht sprechen . . .

Neuntes Kapitel.

Sie ging seit einer Stunde, munteren Schrittes, und atmete lebhaft erregt die gesunde Seeluft ein.

An den Wegzweigungen waren große Kreuze aufgepflanzt. Hin und wieder kam sie durch jene kleinen Fischerweiler, die, das ganze Jahr hindurch vom Wind gepeitscht, die Farben der Felsen haben.

Und je mehr sie auf diesem letzten Vorsprung bretonischer Erde fortschritt, um so kleiner wurden die Bäume, um so trauriger die Landschaft. Der Boden war ein welliger Felsgrund, und von allen Anhöhen sah man das weite Meer. Jetzt hörte der Baumwuchs ganz auf, und man sah nichts mehr als die kahle, mit grünem Stechginster bewachsene Heide und hier und dort, mit ihren großen Armen vom Himmel sich abhebend, die Bilder des Gekreuzigten, die dieser ganzen Gegend das Ansehen einer ungeheuren Richtstatt verliehen.

An einem Kreuzweg, den eines dieser großen Christusbilder behütete, schwankte sie zwischen zwei Wegen, die sich zwischen Dornhecken hinzogen. Ein kleines Mädchen kam gerade recht, sie aus der Verlegenheit zu ziehen.

„Guten Tag, Fräulein Gaud!“

Es war eine kleine Gaos, ein Schwesterchen von Yann. Nachdem sie das Kind geküßt hatte, fragte sie, ob seine Eltern zu Hause wären.

„Vater und Mutter, ja. Nur mein Bruder Yann ist nach Loguivy gegangen, aber ich denke, er wird nicht lange ausbleiben,“ sagte die Kleine ganz harmlos.

Er war also nicht da! Wieder dieses Mißgeschick, das ihn immer und überall von ihr fernhielt. Sollte sie ihren Besuch auf ein andermal verschieben? Sie dachte wohl daran; aber diese Kleine, die sie unterwegs gesehen hatte, konnte reden . . . Was würde man in Pors-Even davon denken?

So beschloß sie, ihren Weg fortzusetzen, aber so langsam als möglich, damit er Zeit hätte, heimzukommen.

In dem Maß, wie sie sich Yanns Dorf näherte, wurde die Gegend immer rauher und trostloser. Dieselbe Seeluft, die die Menschen kräftiger machte, zwang die Pflanzen niedriger zu wachsen, sich in kürzeren, gedrungeneren Formen dem harten Boden anzuschmiegen. Auf dem Weg wuchsen Seegräser, fremde Gewächse, die auf die Nähe einer andern Welt hindeuteten; sie erfüllten die Luft mit ihrem salzigen Duft.

Zuweilen begegnete Gaud Menschen, die man in der kahlen Gegend schon auf weite Entfernung sah, da sich ihre Gestalten wie vergrößert auf der hohen fernen Wasserlinie abzeichneten. Lotsen oder Fischer, sie sahen immer aus, als spähten sie ins Weite, als wachten sie über die See; im Vorübergehen sagten sie ihr Guten Tag — gebräunte Gesichter, mit sehr männlichen, entschlossenen Zügen, unter einer Seemannsmütze.

Die Zeit verging nicht, und sie wußte wirklich nicht, was thun, um ihren Weg zu verlängern; die Leute wunderten sich, daß sie so langsam ging.

Was Yann nur in Loguivy zu schaffen hatte? — Machte er dort vielleicht den Mädchen den Hof . . .?

Ah, wenn sie gewußt hätte, wie wenig er sich um die Schönen kümmerte! Nein, er hatte ganz einfach eine Bestellung bei einem gewissen Korbmacher jenes Dorfes zu besorgen, der allein in der Gegend die rechte Art hatte, die Körbe für den Hummerfang zu flechten. In seinem Kopf war in diesem Augenblick für die Liebe kein Platz.

Gaud kam an eine Kapelle, die man von weitem auf einer Anhöhe sah. Es war eine ganz graue, sehr kleine und alte Kapelle; inmitten der Dürre ringsumher nahmen sich etliche Bäume, die sie umstanden, grau wie sie und schon blätterlos, fast wie ein Kranz von Haaren aus, Haaren, die alle nach einer Seite gestrichen waren, als wäre eine Hand darüber gefahren. Und diese Hand war dieselbe, welche die Fischerbarken umwirft, die ewige Hand der Westwinde, die alles nach der gleichen Richtung umlegt, die Wogen der See und die knorrigen Aeste am Ufer. Sie waren schiefgewachsen und zerzaust, die alten Bäume, die unter dem hundertjährigen Druck dieser Hand den Rücken bogen.

Gaud befand sich fast am Ziel ihrer Wanderung, denn es war die Kapelle von Pors-Even. Da machte sie Halt, um noch Zeit zu gewinnen.

Eine kleine zerfallene Mauer umschloß einen Platz, auf dem Kreuze standen, und alles war von der gleichen Farbe, die Kapelle, die Bäume und die Gräber; der ganze Ort schien gleichmäßig verbrannt und vom Seewind zerfressen; dieselbe gräuliche Moosflechte mit ihren schwefelgelben Flecken bedeckte die Steine, die knorrigen Aeste und die Heiligen von Granit in den Nischen der Mauer.

Auf einem dieser Holzkreuze stand in dicken Lettern ein Name geschrieben: Gaos. — Gaos, Joël, achtzig Jahre.

Ach ja, der Großvater; sie wußte das. Das Meer hatte ihn nicht haben wollen, den alten Seemann. Uebrigens mußten noch mehr Verwandte von Yann an dieser Stätte ruhen, natürlich, sie hätte darauf gefaßt sein müssen, und doch machte ihr der Name, den sie auf diesem Grabe gelesen, einen peinlichen Eindruck. Um noch einen Augenblick zu verlieren, trat sie, ein Gebet zu sprechen, in die uralte Vorhalle, die ganz klein, verwittert und mit weißem Kalk verstrichen war. Aber dort blieb sie stehen, das Herz schnürte sich ihr noch mehr zusammen.

Gaos! Wieder dieser Name, auf eine der Tafeln eingegraben, die man dem Andenken derjenigen weiht, die auf der See starben.

Sie begann die Inschrift zu lesen:

„Zur Erinnerung an
Gaos, Jean-Louis,
24 Jahre alt, Matrose an Bord der Marguérite,
verschwunden in Island, den 3. August 1877.
Er ruhe in Frieden!"

Island, — immer Island! — Allenthalben an diesem Kapelleneingang waren Holztafeln angenagelt, mit den Namen verstorbener Seeleute. Es war dies die Stätte der Schiffbrüchigen von Pors-Even, und sie bereute es, hierher gekommen zu sein, von einer dunklen Vorahnung befallen. Zu Paimpol, in der Kirche, hatte sie ähnliche Inschriften gesehen; aber hier, in diesem Dorf, war es kleiner, abgenützter, wilder, das leere Grab der Islandfischer. Auf jeder Seite stand eine Granitbank für die Witwen, die Mütter, und dieser niedere Raum, der unregelmäßig war wie eine Grotte, wurde von einer sehr alten rosenrot bemalten Madonna behütet, die mit ihren großen, bösen Augen der Urmutter Cybele glich.

Gaos! Schon wieder!

„Zur Erinnerung an
Gaos, François,
Gatte der Anne-Marie Le Goaster,
Kapitän an Bord des Paimpolais,
verloren in Island vom 1. bis 3. April 1877,
mit 23 Leuten, die seine Bemannung bildeten.
Mögen sie in Frieden ruhen!“

Und darunter zwei gekreuzte Knochen unter einem schwarzen Schädel mit grünen Augen: eine naive Totenmalerei, die noch an die Barbarei vergangener Zeitalter gemahnte.

Gaos! Ueberall dieser Name!

Ein andrer Gaos nannte sich Yves, „vom Bord seines Fahrzeugs fortgerissen und verschwunden in der Nähe von Norden-Fjord in Island, im Alter von zweiundzwanzig Jahren.“ Die Tafel schien seit langen Jahren hier; er mochte wohl vergessen sein, der da ...

Während sie las, schwoll ihr das Herz von sanfter und auch etwas verzweifelter Zärtlichkeit für Yann. Niemals, nein, niemals würde er ihr gehören! Wie sollte sie ihn dem Meer streitig machen, das schon so viele andre Gaos verschlungen hatte, Vorfahren, Brüder, die ihm ähnlich gewesen sein mußten!

Sie trat in die schon dunkle Kapelle, die von den niederen Fenstern in der dicken Mauer nur ein dürftiges Licht empfing. Und hier kniete sie, das Herz voll hervordrängender Thränen zum Gebet nieder vor Heiligen, die von groben Blumen umgeben und so groß waren, daß sie mit ihrem Kopf das Gewölbe berührten. Draußen fing der Wind, der sich erhoben, zu stöhnen an, als trüge er dem bretonischen Land den Klagelaut seiner jungen Toten zu.

Der Abend nahte; sie mußte sich entschließen, ihren Besuch zu machen und sich ihres Auftrags zu entledigen. So machte sie sich wieder auf den Weg und fand, nachdem sie sich im Dorfe erkundigt hatte, das Haus der Gaos, das sich an eine hohe Felsklippe anlehnte; man stieg über ein Dutzend Granitstufen zu ihm hinauf. Etwas zitternd bei dem Gedanken, Yann könnte inzwischen heimgekehrt sein, durchschritt sie das Gärtchen, wo Chrysanthemum und Ehrenpreis wuchsen.

Beim Eintritt sagte sie, sie bringe das Geld für die verkaufte Barke, und man hieß sie sehr höflich Platz nehmen, bis der Hausherr heimkäme, der ihr den Empfang bescheinigen würde. Unter all den Leuten, die da waren, suchten ihre Augen Yann, aber sie sah ihn nicht.

Es gab viel zu schaffen im Hause. Auf einem großen, sehr sauberen Tisch schnitt man aus einem Stück neuen Baumwollzeugs bereits die Wachstuchanzüge für die nächste Islandfahrt.

„Denn sehen Sie, Fräulein Gaud, es braucht jeder von ihnen zwei vollständige Anzüge zum Wechseln da draußen.“

Man erklärte ihr, wie man sie nachher anstrich und wichste, diese Uniformen des Elends. Und während man ihr die Sache im einzelnen auseinandersetzte, musterten ihre Augen aufmerksam die Wohnung der Gaos.

Sie war nach der herkömmlichen Weise bretonischer Hütten eingerichtet; ein ungeheures Kamin nahm den Hintergrund ein, und an den Seiten bauten sich Betten in Schrankform auf. Aber sie war weder so düster, noch so melancholisch wie jene Landarbeiterwohnungen, die am Wegrand stets halb unter der Erde vergraben sind, sondern hell und reinlich, wie bei den Seeleuten im allgemeinen.

Mehrere kleine Gaos waren da, Knaben und Mädchen, alles Geschwister von Yann, — ungerechnet zwei große, die auf der See waren. Und überdies ein kleines blondes, sauberes Dirnlein mit traurigem Gesicht, das den andern nicht gleichsah.

„Eine, die wir angenommen haben letztes Jahr,“ erklärte die Mutter; „wir hatten freilich schon vorher genug, aber was ist da zu machen, Fräulein Gaud! Ihr Vater war auf der ‚Maria-Gott-liebt-dich‘, die im letzten Jahr in Island verloren ging, wie Sie wissen, — da hat man sich unter Nachbarn in die fünf hinterlassenen Kinder geteilt, und die hier ist uns zugefallen.“

Wie sie hörte, daß man von ihr sprach, senkte die Adoptivtochter lächelnd das Köpfchen und verbarg sich hinter dem kleinen Laumec Gaos, ihrem Liebling.

Das ganze Haus hatte etwas Behagliches, und die frische Gesundheit blühte auf all diesen rosigen Kinderwangen.

Man empfing Gaud mit großer Zuvorkommenheit — wie ein schönes Fräulein, dessen Besuch der Familie zur Ehre gereichte. Ueber eine ganz neue weiße Holztreppe führte man sie in die obere Stube hinauf, die der Stolz des Hauses war. Sie entsann sich wohl noch der Geschichte von der Entstehung dieses Oberstocks, die ihr Yann damals beim Tanz erzählt hatte.

Die Stube war hübsch und heiter in ihrem ganz neuen weißen Gewand; es standen zwei Betten darin mit rosa

Kattunvorhängen nach städtischer Art und in der Mitte ein großer Tisch. Durchs Fenster übersah man ganz Paimpol, die Reede, auf der die Isländer vor Anker liegen, und die Fahrstraße, durch die sie hinausziehen.

Sie wagte nicht zu fragen, aber gern hätte sie wissen mögen, wo Yann schlief; offenbar hatte er, als er noch ein Kind war, unten mit einem der uralten Schrankbetten vorlieb nehmen müssen. Aber jetzt schlief er vielleicht hier, unter diesen schönen Rosavorhängen. Sie wäre gern über alle Einzelheiten seines Lebens unterrichtet gewesen, besonders womit er seine langen Winterabende zubrachte . . .

Ein etwas schwerer Schritt auf der Treppe machte sie erbeben.

Nein, es war nicht Yann, aber ein Mann, der ihm trotz seiner schon weißen Haare ähnlich sah, der fast seine hohe Statur hatte und sich aufrecht hielt, wie er: es war der Vater Gaos, der vom Fischfang heimkam.

Nachdem er sie begrüßt und sich nach dem Zweck ihres Besuchs erkundigt hatte, stellte er ihr die Quittung aus, was ein bißchen lang dauerte, denn seine Hand war nicht mehr ganz sicher, wie er sagte. Doch nahm er die hundert Franken nicht als endgültige Zahlung an, die ihn aller weiteren Vorteile aus dem Verkauf der Barke enthob, nein, sondern nur als Abschlagszahlung; er würde darüber noch mit Herrn Mével sprechen. Und Gaud, der wenig an dem Geld gelegen war, lächelte unmerklich: Schön also, die Geschichte war noch nicht zu Ende, sie hatte sich's wohl gedacht; übrigens paßte es ihr ganz gut, noch weiter in Geschäftsverbindung mit den Gaos zu stehen.

Man entschuldigte sich fast, daß Yann nicht zu Hause war, gleich als ob man es anständiger gefunden hätte, wenn die ganze Familie zu ihrem Empfang versammelt gewesen wäre. Der Vater hatte vielleicht mit der Schlauheit des alten Matrosen sogar erraten, daß sein Sohn dieser schönen Erbin nicht ganz gleichgültig sei; denn er sprach mit einer gewissen Beharrlichkeit immer wieder von ihm: „Es ist merkwürdig," sagte er, „sonst bleibt er nie so lange aus. Er ist nach Loguivy gegangen, Fräulein Gaud, um Körbe für den Hummerfang zu kaufen; wie Sie wissen, ist das unsre Hauptbeschäftigung im Winter."

Sie war zerstreut und verlängerte ihren Besuch, obwohl sie sich bewußt war, daß es zu viel sei; der Gedanke, daß sie ihn nicht sehen würde, schnürte ihr das Herz zusammen.

„Ein geordneter Mensch wie er, was kann er nur treiben? In der Schenke sitzt er sicherlich nicht, das haben wir von unserm Sohn nicht zu befürchten. — Ich sage nicht, daß er nicht hin und wieder einmal, des Sonntags, mit Kameraden ... Sie wissen ja, Fräulein Gaud, die Seeleute ... Nun, mein Gott, wenn man jung ist, nicht wahr, warum soll man sich ganz ausschließen? ... Aber bei ihm kommt es recht selten vor, er ist ein geordneter Mensch, wir können es wohl sagen."

Indessen, es kam die Nacht; man hatte die Arbeit eingestellt. Die kleinen Gaos und ihr Adoptivschwesterlein drängten sich auf der Bank eng aneinander, trübgestimmt durch die graue Dämmerstunde, und sahen Gaud an mit Mienen, die zu fragen schienen: „Warum geht sie denn nicht endlich?"

Und im Kamin begann die Flamme rot aufzuleuchten, während die Dämmerung immer tiefer sank.

„Sie sollten bleiben und die Suppe mit uns essen, Fräulein Gaud."

O nein, sie konnte es nicht; das Blut stieg ihr plötzlich ins Gesicht bei dem Gedanken, daß sie so lang geblieben war. Sie erhob sich und nahm Abschied.

Der Vater Yanns hatte sich gleichfalls erhoben, um sie ein Stück Wegs zu begleiten, bis über eine gewisse einsame Stelle hinaus, wo alte Bäume den Weg verdunkelten. Während sie dicht nebeneinander hergingen, regte sich in ihr ein Gefühl von Achtung und Zärtlichkeit für ihn; sie hatte Anwandlungen, als sollte sie wie zu einem Vater zu ihm sprechen; dann blieben ihr die Worte in der Kehle stecken, und sie sagte nichts.

So schritten sie dahin im kalten Abendwind, der nach der See roch, hie und da an Hütten vorüber, die, schon geschlossen, unter ihren bucklichten Dächern düster dalagen, arme Nester, darin sich Fischer untergeduckt hatten; an den Kreuzen vorüber, an Ginsterbüschen und Steinen.

Wie weit es war, dieses Pors-Even, und wie sie sich dort verspätet hatte!

Ein paarmal begegneten sie Leuten, die von Paimpol oder Loguivy zurückkamen, und jedesmal, wenn Gaud die Umrisse einer männlichen Gestalt sah, dachte sie an ihn, an Yann; aber es war leicht, ihn aus der Ferne zu erkennen, und rasch verging die Täuschung. Ihre Füße verwickelten sich in den langen braunen Büscheln des Seegrases, das am Boden hinkroch.

Am Kreuz von Plouëzoch verabschiedete sie sich von dem Greis und bat ihn, umzukehren. Man sah schon die Lichter von Paimpol, und es war nicht mehr der geringste Anlaß zur Furcht vorhanden.

Für diesmal war es vorbei ... Und wer weiß nun, wenn sie Yann sehen wird ...

Um wieder nach Pors-Even zu kommen, hätte es ihr nicht an Vorwänden gefehlt, aber es hätte ihr zu schlecht angestanden, den Besuch zu wiederholen. Sie mußte mutiger, stolzer sein. Wäre nur Sylvester, ihr kleiner Vertrauter, noch dagewesen, so würde sie ihn vielleicht beauftragt haben, Yann in ihrem Namen aufzusuchen, damit er sich erkläre. Aber er war fort und für wie viel Jahre?..

Zehntes Kapitel.

„Mich verheiraten?“ sagte Yann am Abend zu seinen Eltern, — „mich verheiraten? Ja mein Gott, wozu denn? — Werde ich je so glücklich sein wie hier mit euch; keine Sorgen, keinen Verdruß mit niemand, und jeden Abend, wenn ich von der See heimkomme, meine gute Suppe, ganz heiß ... O ich verstehe wohl, geht doch, daß es sich um die handelt, die heute zu euch ins Haus gekommen ist. Was nur ein so reiches Mädchen bei armen Leuten wie wir suchen mag, das scheint mir nicht recht klar. Und dann, weder die noch eine andre, nein, es ist alles wohl überlegt, ich verheirate mich nicht, das ist nicht nach meinem Sinn.“

Sie sahen sich stillschweigend an, die zwei alten Gaos, tief enttäuscht; denn nachdem sie zusammen über die Sache gesprochen hatten, glaubten sie ganz sicher zu sein, daß dieses junge Mädchen ihren schönen Yann nicht zurückweisen würde. Aber sie machten keinen Versuch, weiter in ihn zu dringen, da sie wußten, wie nutzlos das wäre. Die Mutter besonders senkte den Kopf; sie achtete den Willen dieses Sohnes, dieses Aeltesten, der fast den Rang eines Familienoberhaupts einnahm. Obwohl er sehr sanft und sehr zärtlich mit ihr war, in kleinen Dingen unterwürfiger als ein Kind, war er in den großen doch längst sein eigener Herr, der sich jedem Druck mit ruhiger Unabhängigkeit entzog.

Er blieb nie lange auf, da er wie die andern Fischer vor Tag aufzustehen pflegte. Und nach dem Abendessen, um acht Uhr, nachdem er noch einen letzten befriedigten Blick auf seine Körbe von Loguivy und auf seine neuen Netze geworfen, begann er sich, scheinbar ganz ruhig, auszukleiden; dann ging er hinauf, um sich schlafen zu legen in dem Bett mit den Rosavorhängen, das er mit Laumec, seinem kleinen Bruder teilte.

Elftes Kapitel.

Eines Tags wurde Sylvester, der seit vierzehn Tagen im Quartier in Brest stand, auf das Bureau seiner Compagnie berufen; man hatte ihm mitzuteilen, daß er nach China bestimmt sei, für das Geschwader von Formosa! . . .

Er dachte sich längst, daß das so kommen würde, da er von denen, die die Zeitungen lesen, gehört hatte, der Krieg dort wolle kein Ende nehmen. Da die Abfahrt nahe bevorstand, teilte man ihm gleichzeitig mit, daß man ihm den in solchem Fall üblichen Urlaub zum Abschiednehmen nicht erteilen könne: in fünf Tagen habe er sich zur Reise fertig zu machen.

Eine außerordentliche Unruhe kam über ihn: es war der Zauber der großen Reisen, des Unbekannten, des Kriegs, aber auch die Bangigkeit, alles zu verlassen, mit der unbestimmten Angst, nicht wiederzukehren.

Tausend Dinge wirbelten ihm im Kopf herum. Um ihn her gab es einen großen Lärm in den Quartiersälen, wo noch eine Menge andrer gleichfalls für das chinesische Geschwader bestimmt worden waren.

Und schnell schrieb er an seine arme alte Großmutter, nur hastig mit Bleistift, am Boden sitzend, allein mit seinen aufgeregten Träumen inmitten des Hin- und Herrennens und des Geschreis aller dieser jungen Leute, die wie er fort sollten.

Zwölftes Kapitel.

„Ein bißchen alt ist sie schon, seine Geliebte!“ sagten zwei Tage später die andern, die ihm lachend nachsahen; „aber das thut nichts, es sieht aus, als ob sie sich trotzdem ganz gut verständen.“

Es belustigte sie, ihn zum erstenmal in den Straßen von Recouvrance mit einer Frau am Arm, wie alle Welt, herumspazieren zu sehen, sich zärtlich zu ihr neigend und ihr augenscheinlich die angenehmsten Dinge zuflüsternd.

Eine kleine Person von recht munterer Haltung, wenn man sie von hinten sah; — die Röcke ein bißchen kurz für die heutige Mode; ein kleines braunes Umschlagtuch und eine große Paimpoleser Haube.

An seinem Arm hängend, wandte auch sie sich zu ihm und sah ihn zärtlich an.

„Ein bißchen alt ist sie schon, die Geliebte!“

Sie sagten es ohne Bosheit, die andern, die wohl sahen, daß das eine gute alte Großmutter war, die vom Lande gekommen. . . . In Eile gekommen, von furchtbarem Schreck ergriffen bei der Nachricht von der Abreise ihres Enkels: — denn dieser chinesische Krieg hatte der Gegend von Paimpol schon viele Seeleute gekostet.

Nachdem sie all ihre armseligen kleinen Ersparnisse zusammengerafft, ihr schönes Sonntagskleid und eine zweite Haube in eine Schachtel gepackt hatte, war sie abgereist, um ihn wenigstens noch einmal zu umarmen.

Sie war geradeswegs in die Kaserne gelaufen, um nach ihm zu fragen, und zuerst hatte der Adjutant der Compagnie sich geweigert, ihn fortzulassen.

„Wenn Sie reklamieren wollen, meine gute Frau, so wenden Sie sich an den Kapitän; da geht er eben vorüber.“

Ohne weiteres war sie auf ihn zugegangen, und der hatte sich rühren lassen.

„Schicken Sie Moan zum Umkleiden hinauf,“ hatte er gesagt.

Und Moan flog in vier Sprüngen die Treppe hinauf, um sich in seine Stadtmontur zu werfen, — während die gute Alte, um ihm einen Spaß zu machen wie immer, jenem Adjutanten von hinten ein unbezahlbar schlaues Gesicht schnitt und sich verbeugte.

Als er dann wiedererschien, der Enkel, in seinem Ausgehanzug mit dem tiefen Halsausschnitt, da war sie außer sich vor Bewunderung, wie schön er aussah: sein schwarzer Bart war vom Barbier spitz zugeschnitten, wie es in diesem Jahr Mode war bei den Seeleuten, das offene Hemd fein geplättet, und von seiner Mütze flatterten lange Bänder mit goldenen Ankern an den Enden.

Einen Augenblick hatte sie geglaubt, ihren Sohn Peter zu sehen, der zwanzig Jahre früher auch Mastwächter bei der Flotte gewesen war, und die Erinnerung an die lange Zeit, die seitdem vergangen war, an alle die Toten, hatte ihr einen flüchtigen Schatten auf die gegenwärtige Stunde geworfen.

Aber diese Traurigkeit war rasch verwischt, als sie Arm in Arm in der Freude des Beisammenseins dahinschritten; — und da geschah es, daß man sie für seine Geliebte hielt und „ein bißchen alt" fand.

Sie hatte ihn zu einer feinen Mahlzeit in ein Gasthaus geführt, das von Paimpolesen gehalten wurde und ihr als nicht zu teuer empfohlen war. Dann waren sie, immer Arm in Arm, in Brest herumspaziert und hatten die Auslagen in den Schaufenstern betrachtet. Und es gab nichts Lustigeres, als was sie alles zu sagen fand, um ihren Enkel lachen zu machen, — in der Sprache von Paimpol, die die Vorübergehenden nicht verstehen konnten.

Dreizehntes Kapitel.

Sie war drei Tage bei ihm geblieben, drei Festtage, auf denen ein düsteres „Nachher" lastete und die man ebensogut eine Gnadenfrist nennen konnte.

Und endlich hatte sie abreisen, nach Ploubazlanec zurückkehren müssen. Denn einmal war sie mit ihrem bißchen Geld zu Ende, und dann blieb auch für Sylvester nur noch ein Tag bis zur Einschiffung, und an diesem sind die Matrosen unerbittlich in die Quartiere konsigniert.

O dieser letzte Tag! ... Mochte sie sich noch so sehr den Kopf zerbrechen, um ihrem Enkel noch etwas Lustiges zu erzählen, sie fand nichts; nur Thränen und Seufzer

waren es, die ihr jeden Augenblick in die Kehle stiegen. An seinem Arm hängend, gab sie ihm tausend gute Ermahnungen, die auch ihn fast zum Weinen brachten, und schließlich waren sie in eine Kirche eingetreten, um gemeinsam zu beten.

Es war der Abendzug, den sie zur Heimfahrt benützte. Um zu sparen, hatten sie sich zu Fuß zum Bahnhof begeben; er trug ihr die Reiseschachtel und stützte sie mit seinem starken Arm, auf den sie sich mit ihrem ganzen Gewicht lehnte. Sie war müde, müde, die arme Alte; sie konnte nicht mehr, die drei oder vier Tage übermäßiger Anstrengung hatten ihr den Rest gegeben. Den Rücken krumm gebogen unter dem braunen Tuch, außer stand sich aufzurichten, hatte sie nichts Jugendliches mehr in ihrer Haltung, und ihre sechsundsiebzig Jahre machten sich ihr in ihrer ganzen erdrückenden Wucht fühlbar. Der Gedanke, daß jetzt alles vorbei sei, daß sie ihn in einigen Minuten verlassen müsse, schnitt ihr furchtbar ins Herz. Und nach China ging er, auf die Schlachtbank dort drüben! Noch hatte sie ihn da, bei sich, noch hielten ihn ihre armen Hände fest . . . und doch mußte er fort; weder ihr Wille, noch all ihre Thränen, noch ihre Verzweiflung konnten ihn zurückhalten! . . .

Aufgeregt und zitternd, nicht wissend, was sie mit ihrem Billet, ihrem Eßkorb, ihren Handschuhen anfangen sollte, gab sie ihm ihre letzten Ermahnungen, auf die er ganz leise mit einem unterwürfigen „Ja" antwortete, wobei er sich zärtlich zu ihr neigte und sie mit seinen guten, sanften Kinderaugen ansah.

„Vorwärts Alte, Ihr müßt Euch entschließen, wenn Ihr mitwollt!"

Die Lokomotive pfiff. In der Angst, nicht mitzukommen, riß sie ihm die Schachtel aus der Hand; — dann ließ sie das Ding zur Erde fallen, um sich in einer letzten Umarmung an seinen Hals zu hängen.

Man bemerkte sie viel in diesem Bahnhof, aber niemand fiel es mehr ein, über sie zu lachen. Von den Beamten herumgestoßen, erschöpft, verwirrt, stürzte sie sich in das nächste beste Coupé, dessen Thür man dicht hinter ihr zuschlug, während er in seinem behenden Matrosenschritt wie ein Vogel dahinflog, um noch rechtzeitig an die Barriere draußen zu gelangen, wenn sie vorbeifahren würde.

Ein scharfer Pfiff, das Stampfen der Räder, — die Großmutter fuhr vorüber. — Er schwenkte, an die Barriere

gedrückt, mit jugendlicher Anmut seine Mütze mit den flatternden Bändern, und sie winkte, aus dem Fenster ihres Wagens dritter Klasse gebeugt, mit dem Taschentuch, um sich besser kenntlich zu machen. Solange sie konnte, solange sie diese blauschwarze Gestalt, die ihr Enkel war, noch zu unterscheiden vermochte, folgte sie ihm mit den Augen und sandte ihm aus ganzer Seele jenes immer unsichere „Auf Wiedersehen!“, das man den Seeleuten bei der Abfahrt zuruft.

Sieh ihn dir nur recht an, arme alte Frau, diesen kleinen Sylvester; bis zur letzten Minute folge seiner fliehenden Gestalt, die da hinten für immer verschwindet ...

Und als sie ihn nicht mehr sah, sank sie auf ihren Sitz zurück, unbekümmert um ihre schöne Haube, die sie dabei zerknitterte, schluchzend in Todesangst ...

Er wandte sich langsam mit gesenktem Kopf, und dicke Thränen rollten über seine Wangen. Die Herbstnacht war angebrochen, überall brannte das Gas, das Fest der Matrosen hatte begonnen. Ohne auf irgend etwas zu achten, ging er durch Brest, dann über die Brücke von Recouvrance und begab sich in sein Quartier.

Dort legte er sich in seine Hängematte und verbrachte die Nacht weinend und fast schlaflos bis zum Morgen.

Vierzehntes Kapitel.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er befand sich auf hoher See, sehr schnell dahingetragen über unbekannte Meere, die viel blauer waren als das von Island. Das Schiff, das ihn ans äußerste Ende Asiens brachte, hatte Befehl, sich zu eilen, keinen Zwischenhafen anzulaufen.

Schon hatte er das Gefühl, weit, weit fort zu sein, so groß war diese Schnelligkeit, die sich immer gleich blieb, unbekümmert fast um Wind und See. Als Mastwächter lebte er auf den Masten wie ein Vogel auf der Stange, fern von den Soldaten, die da unten auf dem Deck zusammengepfercht waren.

Zweimal hatte man an der Küste von Tunis angehalten, um noch Zuaven und Maultiere aufzunehmen; ganz von weitem hatte er weiße Städte gesehen auf Sandflächen oder

Gebirgen. Er war sogar von seinem Mastkorb herabgestiegen, um sich neugierig die braunen Männer in weißen Mänteln anzusehen, die in Barken herangekommen waren, um Früchte zu verkaufen: die andern hatten ihm gesagt, daß es Beduinen seien.

Diese Hitze, diese Sonne, die immer brannte, obwohl es Herbst war, steigerten ihm den Eindruck der Fremde aufs Aeußerste.

Eines Tags war man vor einer Stadt angelangt, die Port-Said hieß. Alle Flaggen Europas wehten an langen Masten darüber und verliehen ihr das Aussehen eines Babels im Festschmuck, und schillernde Sandflächen umgaben sie, wie ein Meer. Man hatte hier Anker geworfen dicht am Quai, fast inmitten der langen Straßen mit ihren Holzhäusern. Nie, seit der Abreise, hatte er die Außenwelt so nahe und deutlich gesehen, und dieses bunte Treiben, diese Menge von Schiffen hatten ihn zerstreut.

Mit einem ununterbrochenen Lärm von Pfeifen und Dampfsirenen drängten sich all diese Fahrzeuge in eine Art langen Kanal, eng wie ein Graben, der sich als ein Silberstreif durch die Unendlichkeit dieser Sandwüsten hinzog. Von der Höhe seines Mastkorbs aus sah er sie wie in einer Prozession dahingleiten, um sich in der Ebene zu verlieren.

Auf diesen Quais bewegten sich alle möglichen Kostüme durcheinander; Menschen in Kleidern von jeder Farbe, die laut schreiend ihrem Geschäft nachgingen. Und des Abends mischten sich in das dämonische Pfeifen der Maschinen die konfusen Klänge mehrerer Orchester, die lärmende Weisen spielten, als wollten sie den Jammer und das Heimweh all der Verbannten betäuben.

Am nächsten Tag bei Sonnenaufgang waren sie auch in dieses schmale Wasserband zwischen den Sandwüsten eingelaufen, hinter sich einen Schweif von Fahrzeugen aus aller Herren Ländern. Zwei Tage hatte sie gedauert, diese Fahrt durch die Oede, dann hatte sich ein andres Meer vor ihnen aufgethan, und sie waren wieder auf hoher See.

Man lief immer mit voller Geschwindigkeit; dieses wärmere Meer war an der Oberfläche rötlich geädert, und der Schaum, den das Kielwasser aufwarf, hatte zuweilen die Farbe von Blut. Er lebte fast die ganze Zeit in seinem Mastkorb und sang ganz leise für sich selbst „Jean François de Nantes“, um sich an seinen Bruder Yann, an Island und die gute alte Zeit zu erinnern.

Zuweilen sah er im Hintergrund der spiegelnden Fernen irgend einen Berg von ungewöhnlicher Färbung auftauchen. Die das Schiff lenkten, kannten ohne Zweifel trotz der Entfernung und der Unbestimmtheit der Umrisse diese äußersten Vorgebirge des Festlands, die gleichsam die ewigen Marksteine auf den großen Weltstraßen bilden. Aber wenn man Mastwächter ist, so läßt man sich wie eine Sache dahintragen, ohne irgend etwas zu wissen, ohne einen Maßstab für die Distanzen auf dieser weiten, endlosen Fläche.

Er hatte nur das Gefühl einer furchtbaren Entfernung, die immer zunahm! Aber dieses Gefühl prägte sich ihm deutlich ein, wenn er von oben das Kielwasser sah, das brausend mit reißender Schnelle nach rückwärts floh, und wenn er dabei rechnete, wie lang diese Schnelligkeit, die Tag und Nacht nicht nachließ, schon dauerte.

Drunten auf dem Verdeck keuchten die Menschen, die da unter Zelten zusammengepfercht waren, vor Ermattung. Das Wasser, die Luft, das Licht hatten einen bedrückenden Festglanz angenommen, der sich in seiner Unveränderlichkeit wie eine Ironie ausnahm auf die organisierten vergänglichen Wesen.

Einmal hatte er sich in seinem Mastkorb sehr amüsiert über die Schwärme von kleinen Vögeln, die sich, einer unbekannten Art angehörig, wie schwarze Staubwolken auf das Schiff niedersenkten. Sie ließen sich fangen und streicheln, so matt waren sie. Alle Matrosen hatten welche auf ihren Schultern. Aber bald begannen die am meisten erschöpften zu sterben.

Sie starben zu Tausenden auf den Rahen, den Stückpforten, diese Kleinen, unter der furchtbaren Sonne des Roten Meers.

Sie waren von jenseits der großen Wüsten gekommen, von einem Sturmwind entführt. Aus Furcht, in das unendliche Blau ringsumher hinabzustürzen, hatten sie sich mit dem letzten matten Flügelschlag auf das vorüberfahrende Schiff niedergelassen. Dahinten, in irgend einer Region Lybiens, hatte ihre Art sich übermäßig vermehrt, und es waren ihrer zu viel gewesen; da hatte die blinde, seelenlose Mutter Natur durch einen Hauch dieses Uebermaß kleiner Vögel verjagt mit derselben Gleichgültigkeit, als ob es sich um eine Generation von Menschen gehandelt hätte.

Und sie starben alle auf dem heißen Eisenwerk des Schiffs; das Deck war übersät von ihren kleinen Körpern, die gestern noch von Leben, Gesang und Liebe bebten ...

Kleine schwarze Lappen, mit nassen Federn; Sylvester und die Matrosen hoben sie auf, breiteten mit mitleidiger Miene die feinen bläulichen Flügel auf ihren Händen aus, und fegten sie dann in das große Nichts des Meeres . . .

Bald darauf kamen Heuschrecken, Nachkommen von denen des Moses, und bedeckten das Schiff.

Dann fuhr man noch mehrere Tage in unverwüstlichem Blau, wo man nichts Lebendes mehr sah — als hin und wieder Fische, die flach über das Wasser hinflogen . . .

Fünfzehntes Kapitel.

Strömender Regen unter einem drückenden schwarzen Himmel; — das war Indien. Sylvester hatte eben den Fuß auf dieses Land gesetzt, da ihn der Zufall dazu bestimmt hatte, die Bemannung eines Boots zu vervollständigen.

Durch das dichte Laub empfing er den lauwarmen Guß und betrachtete die fremdartigen Dinge um sich her. Alles prangte im herrlichsten Grün, die Blätter der Bäume waren wie riesige Federn geformt, und die Leute, die da umherwandelten, hatten große Samtaugen, die sich unter der Last ihrer Wimpern zu schließen schienen. Der Wind, der diesen Regen vor sich hertrieb, roch nach Moschus und Blumen.

Frauen machten ihm Zeichen, zu kommen, so etwa wie das „Heda, hübscher Junge!" das er in Brest so manchesmal gehört hatte. Aber in diesem Zauberland war ihr Wink verwirrend, daß es ihm wie ein Schauer über den Leib lief. Ihre Brust wölbte sich unter dem durchsichtigen Musselin, der ihre Glieder verhüllte; sie waren braungelb und blank wie Bronze.

Zaghaft noch und doch in ihrem Bann, machte er bereits ein paar Schritte, um ihnen zu folgen.

Aber da rief ihn der Ton der Schiffspfeife, schrill wie ein Vogeltriller, plötzlich in sein Boot zurück, das sich zur Abfahrt bereit machte.

Er setzte sich in Lauf, — und nun Adieu ihr Schönen Indiens! Als man des Abends wieder die hohe See gewonnen hatte, war er noch immer rein wie ein Kind.

Nach einer weiteren Woche auf blauem Meer hielt man in einem andern Land, wo es regnete und grün war. Ein

Schwarm gelber Gesellen stürzte sich sofort schreiend an Bord und brachte Kohlen in Körben.

„So sind wir also schon in China?“ fragte Sylvester, als er sah, daß sie alle Pagodengesichter und Zöpfe hatten.

Man sagte ihm, er müsse sich noch etwas gedulden, das sei erst Singapore. Er stieg wieder in seinen Mastkorb hinauf, um dem schwarzen Staub zu entgehen, den der Wind umhertrug, während man die Kohlen aus Tausenden kleiner Körbe mit fieberhafter Hast im Schiffsraum aufschichtete.

Endlich gelangte man eines Tages in ein Land, das Turan genannt wurde, wo eine gewisse „Circe“ zur Blockade vor Anker lag. Das war das Schiff, auf das er, wie er längst wußte, bestimmt war, und hier setzte man ihn mit seinem Sack ab.

Er fand hier wieder Landsleute, sogar wieder Isländer, die für den Augenblick Kanoniere waren. Bei diesem stets heißen und ruhigen Wetter, wo es nichts zu thun gab, vereinigten sie sich des Abends auf dem Deck, abseits von den andern, um miteinander in der Erinnerung eine kleine Bretagne zu bilden.

Fünf Monate der Unthätigkeit und des Exils mußte er in dieser traurigen Bucht verbringen, ehe der ersehnte Augenblick kam, wo es zum Kampf ging.

Sechzehntes Kapitel.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Paimpol, — am letzten Tage des Februar, — am Vorabend der Abfahrt der Islandfischer.

Gaud stand an die Thür ihres Zimmers gelehnt, unbeweglich und sehr bleich. Yann war unten, um mit ihrem Vater zu sprechen. Sie hatte ihn kommen sehen, und sie hörte undeutlich den Klang seiner Stimme.

Den ganzen Winter waren sie sich nicht begegnet, als hätte ein Verhängnis sie immer voneinander entfernt gehalten.

Nach ihrem Besuch in Pors-Even hatte sie einige Hoffnung auf den Bittgang der Isländer gesetzt, wo man viel Gelegenheit hat, sich zu sehen und zu sprechen, des Abends, auf dem Platz, unter den Gruppen. Aber bereits am Morgen

dieses Festes, da die Straßen schon ihren Schmuck von weißen Tüchern und grünen Guirlanden trugen, hatte sich ein böser Regen eingestellt, den eine ächzende Brise von Westen hertrieb; es goß in Strömen, noch nie hatte man über Paimpol den Himmel so schwarz gesehen. „Da werden die von Ploubazlanec nicht kommen,“ hatten traurig die Mädchen gesagt, die ihre Liebsten von dieser Seite erwarteten. Und in der That waren sie nicht gekommen oder hatten sich gleich zum Trinken eingeschlossen. Keine Prozession, kein Spaziergang, und mit noch beklommenerem Herzen als gewöhnlich war Gaud den ganzen Abend hinter ihren Scheiben gesessen, hatte das Wasser von den Dächern tropfen hören und, aus den Schänken zu ihr heraufdringend, die lärmenden Gesänge der Fischer.

Seit einigen Tagen hatte sie diesen Besuch Yanns vorhergesehen, da sie sich wohl dachte, der Vater Gaos, der selbst nicht gerne nach Paimpol kam, würde wegen der noch nicht geregelten Barkenangelegenheit seinen Sohn schicken. Da hatte sie sich vorgenommen, daß sie, was die Mädchen sonst nicht thun, zu ihm treten und mit ihm sprechen würde, um sich die Sache vom Herzen zu schaffen. Sie wollte ihm vorhalten, daß er sie um ihre Ruhe gebracht und dann verlassen habe, nach der Art ehrloser Burschen. Wenn Eigensinn, Scheu, Anhänglichkeit an das Seehandwerk oder Furcht vor einer Abweisung, wie Sylvester angedeutet, die einzigen Hindernisse waren, so konnten sie — wer weiß! — durch eine offene Aussprache, wie sie ihr vorschwebte, wohl überwunden werden. Und dann würde vielleicht sein schönes Lächeln wieder zum Vorschein kommen, das alles gut machte, — dasselbe Lächeln, das sie so überrascht und entzückt hatte vorigen Winter in einer gewissen Nacht, die sie ganz in seinen Armen durchtanzt hatte. Und diese Hoffnung gab ihr wieder Mut und erfüllte sie mit einer fast süßen Ungeduld.

Von ferne scheint immer alles so leicht, so einfach zu sagen und zu thun.

Und dieser Besuch Yanns fiel just auf eine gelegene Stunde: sie war sicher, daß ihr Vater, der um diese Zeit seine Pfeife rauchte, sich nicht die Mühe machen würde, ihn hinauszubegleiten; so konnte sie im Gang, wo niemand war, endlich ihre Aussprache mit ihm haben.

Aber jetzt, wo der Augenblick gekommen war, kam ihr diese Kühnheit ungeheuerlich vor. Schon der Gedanke, ihm zu begegnen, ihm am Fuße der Treppe Auge in Auge

gegenüberzustehen, machte sie zittern. Ihr Herz schlug zum Zerspringen . . . Und zu denken, daß sich von einem Augenblick zum andern die Thür da unten öffnen konnte — mit jenem knarrenden Geräusch, das sie so gut kannte, — um ihn hinauszulassen!

Nein, sie würde es entschieden nie wagen; lieber sich in Erwartung verzehren und vor Gram sterben, als so etwas unternehmen. Und schon hatte sie ein paar Schritte gemacht, um in die Tiefe ihres Zimmers zurückzukehren und sich zur Arbeit niederzusetzen.

Aber sie blieb noch einmal stehen, zögernd, außer sich bei dem Gedanken, daß morgen der Tag der Abfahrt nach Island und diese Gelegenheit, ihn zu sehen, die letzte sei. Wurde sie versäumt, so begannen für sie wieder Monate der Einsamkeit, des Harrens und Sehnens nach seiner Rückkehr, und noch ein ganzer Sommer ihres Lebens war verloren . . .

Drunten that sich die Thür auf: Yann ging! Plötzlich entschlossen, eilte sie die Treppe hinunter und stand zitternd vor ihm.

„Herr Yann, ich möchte mit Ihnen sprechen, wenn's Ihnen recht ist.“

„Mit mir! . . . Fräulein Gaud? . . .“ sagte er, die Stimme dämpfend und mit der Hand an seinen Hut fassend.

Er sah sie trotzig mit seinen lebhaften Augen an, den Kopf zurückgeworfen, mit hartem Ausdruck, und schien sich sogar zu fragen, ob er ihr überhaupt still halten sollte. Einen Fuß vorgesetzt, fluchtbereit, drückte er seine breiten Schultern an die Mauer, wie um ihr weniger nah zu sein in diesem schmalen Gang, wo er sich gefangen sah.

Da ging es ihr eiskalt durchs Herz, und sie fand nichts mehr von all dem, was sie ihm hatte sagen wollen: sie hatte nicht vorhergesehen, daß er ihr die Schmach anthun könnte, vorüberzugehen, ohne sie angehört zu haben . . .

„Flößt Ihnen unser Haus Furcht ein, Herr Yann?“ fragte sie in trockenem, seltsamem Ton, der nicht der war, den sie anschlagen wollte.

Er wandte die Augen ab und blickte hinaus. Seine Wangen waren sehr rot geworden, eine Blutwelle stieg ihm ins Gesicht, und die beweglichen Nasenflügel erweiterten sich bei jedem Atemzug, der seine Brust hob, wie die eines Stiers.

Sie versuchte fortzufahren: „An jenem Abend, da wir zusammen beim Tanz waren, haben Sie zu mir gesagt: ‚Auf Wiedersehen!‘ wie man es nicht zu jemand sagt, der

einem gleichgültig ist ... Herr Yann, Sie haben also kein Gedächtnis ... Was hab' ich Ihnen gethan?"

Der böse Westwind, der von der Straße hereinblies und sich hier fing, bewegte Yanns Haare, die Flügel von Gauds Haube, und ließ hinter ihnen eine Thür wütend hin und her schlagen. Dieser Gang war kein günstiger Ort, um ernste Dinge zu besprechen.

Nach den ersten Sätzen, die ihr in der Kehle erstickt waren, blieb Gaud stumm; sie fühlte, wie ihr der Kopf wirbelte, und hatte keine Gedanken mehr. Sie hatten sich der Thür, die auf die Straße führte, genähert, er immer auf der Flucht.

Draußen windete es mit großem Lärm, und der Himmel war schwarz. Durch die offene Thür fiel ein fahles, schwermütiges Licht voll auf ihre Gesichter. Und eine Nachbarin sah von der andern Seite zu ihnen herüber: Was konnten sie sich wohl mit so verwirrten Mienen zu sagen haben, die beiden da drüben in dem Gang? Was ging denn bei den Mével's vor?

„Nein, Fräulein Gaud," gab Yann endlich zur Antwort, indem er sich mit der Behendigkeit eines wilden Tieres losmachte. — „Schon hab' ich gehört, daß man in der Gegend über uns spricht ... Nein, Fräulein Gaud, ... Sie sind reich, wir sind nicht vom gleichen Stand. Ich bin kein Bursche, der zu Ihnen kommen kann, ich ..."

Und er ging ...

So war also alles aus, aus für immer. Und sie hatte nicht einmal ein Wort von dem gesagt, was sie sagen wollte bei dieser Zusammenkunft, die nur den Erfolg gehabt hatte, sie in seinen Augen als eine dreiste Person erscheinen zu lassen ... Was für ein Bursche war er denn, dieser Yann, mit seiner Mädchenverachtung, seiner Geldverachtung, seiner Verachtung für alles! ...

Sie blieb zuerst wie angenagelt auf dem Platz, alle Dinge drehten sich um sie im Taumel ... Und dann kam ihr blitzschnell ein Gedanke, unerträglicher als alle andern: auf dem Platz trieben sich Kameraden von Yann herum, Isländer, die auf ihn warteten! Wenn er ihnen das erzählte, sich über sie lustig machte, das wäre ein noch häßlicherer Schimpf für sie! Schnell stieg sie in ihr Zimmer hinauf, um sie durch die Vorhänge zu beobachten ...

Vor dem Haus sah sie in der That die Gruppe dieser Männer stehen. Aber sie beobachteten ganz einfach das

Wetter, das sich immer düsterer anließ, und stellten Vermutungen über den drohenden Regen an.

„Das ist nur ein Spritzer; gehen wir trinken, bis er vorbeigeht.“

Und dann machten sie mit lauter Stimme ihre Späße über Jeannie Caroff und verschiedene andre Schönen; aber kein einziger wandte sich nach ihrem Fenster um.

Sie waren alle lustig bis auf ihn, der keine Antwort gab, nicht lachte, sondern ernst und traurig blieb. Er ging nicht mit den andern zum Trinken, und ohne weiter auf sie oder auf den Regen zu achten, schritt er langsam, wie ein Träumender, über den Platz hin, in der Richtung von Ploubazlanec . . .

Da verzieh sie ihm alles, und ein Gefühl hoffnungsloser Zärtlichkeit trat an Stelle des bitteren Unwillens, der zuerst in ihr emporgestiegen war.

Sie setzte sich mit dem Kopf in den Händen nieder. Was thun jetzt?

O, wenn er ihr nur einen Augenblick hätte zuhören können, oder vielmehr wenn er hierher kommen könnte; allein mit ihr in diesem Zimmer könnte man sich im Frieden aussprechen, und alles würde sich vielleicht noch aufklären.

Sie liebte ihn genug, um ihm das Geständnis ins Gesicht zu wagen. Sie würde ihm sagen: „Du hast mich gesucht, als ich nichts von dir wollte; jetzt bin ich mit ganzer Seele dein, wenn du mich willst. Sieh, ich fürchte mich nicht davor, die Frau eines Fischers zu werden, und ich brauchte doch nur zu wählen unter den Burschen von Paimpol, wenn ich einen zum Mann begehrte; aber ich liebe dich, weil ich dich trotz allem für besser halte als die andern. Ich bin wohlhabend, ich weiß, daß ich hübsch bin; obwohl ich in der Stadt gelebt habe, schwör' ich dir, daß ich ein braves Mädchen bin, das nie etwas Böses gethan hat; nun also, da ich dich so sehr liebe, warum solltest du mich nicht nehmen?“

Aber all das würde nie anders als im Traum gesagt werden; es war zu spät, Yann würde es nicht hören. Noch einen zweiten Versuch machen, mit ihm zu sprechen, . . . oh nein! Für was für ein Geschöpf würde er sie da halten! Lieber wollte sie sterben.

Und morgen fuhren sie alle fort nach Island!

Allein in ihrem schönen Zimmer, in das der bleiche Februartag hereinsah, wo sie sich frierend auf den nächsten besten Stuhl an der Wand niedergelassen hatte, schien's ihr,

als stürzte die Welt mit allem Gegenwärtigen und Zukünftigen in eine düstere furchtbare Leere, die sich rings um sie her aufgethan.

Sie wünschte des Lebens ledig, ganz still unter einem Stein zu liegen, um nicht mehr zu leiden . . . Aber sie verzieh ihm wahrhaftig, und keine Regung des Hasses mischte sich in ihre verzweifelte Liebe für ihn . . .

Siebzehntes Kapitel.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die See, die graue See.

Auf der großen, ungebahnten Straße, die jeden Sommer die Fischer nach Island führt, zog Yann seit einem Tag sachte dahin.

Tags zuvor, als man unter dem Gesang der alten Kirchenlieder abgefahren war, hatte eine Brise aus Süden geweht, und alle Fahrzeuge hatten sich mit ausgespannten Segeln wie Möwen zerstreut.

Dann war die Brise schwächer geworden und die Fahrt langsamer; Nebelbänke zogen auf der Wasserfläche hin.

Yann war vielleicht schweigsamer als gewöhnlich. Er beklagte sich über das zu ruhige Wetter, es schien, als brauchte er Bewegung, um irgend einen Gedanken zu verjagen, der ihn nicht losließ. Es gab indessen nichts zu thun, als ruhig dahinzugleiten inmitten der allgemeinen Ruhe; nichts als zu atmen und dem Leben sein Recht zu lassen. Wohin man blickte, sah man tiefes Grau, wohin man lauschte, vernahm man nur Schweigen . . .

Plötzlich ein dumpfes Geräusch, kaum wahrnehmbar, aber ungewohnt, von unten kommend, ein Kratzen, wie wenn ein Wagen gebremst wird! Und die „Marie" stand unbeweglich still . . .

Aufgelaufen! Wo und auf was? Auf irgend einer Bank an der englischen Küste vermutlich. Man sah ja nichts mehr seit gestern abend vor diesen Nebelvorhängen.

Die Leute gerieten in Bewegung, rannten hin und her, und ihre Unruhe bildete einen seltsamen Kontrast zu der plötzlichen starren Ruhe ihres Fahrzeugs. Da stand sie, die „Marie", und rührte sich nicht vom Platz. Inmitten dieser ungeheuren

Menge von Flüssigem, das bei dem feuchtwarmen Wetter fast körperlos erschien, war sie von irgend etwas Festem, Unbeweglichem, das unter dem Wasser verborgen war, gefaßt worden; sie hatte sich darauf festgerannt und mußte vielleicht darauf zu Grunde gehen.

Wer hat nicht schon einen armen Vogel oder eine Fliege sich mit den Füßen im Leim fangen sehen?

Zunächst merkt man es kaum, ihr Aussehen hat sich nicht verändert; man muß wissen, daß sie von unten gefangen sind und in Gefahr, nicht mehr loszukommen. Erst wenn sie sich dann wehren, hängt sich der klebrige Stoff an Kopf und Flügel, und allmählich nehmen sie das jämmerliche Aussehen von Tieren in Todesqual an.

So war es auch mit der „Marie“; im Anfang sah man ihr nicht viel an, sie neigte sich wohl etwas auf die Seite, aber es war Morgen und das Wetter schön und ruhig; man mußte wissen, um was es sich handelte, um sich zu beunruhigen und zu begreifen, daß der Fall ernst sei.

Der Kapitän konnte einen dauern, er, der den Fehler begangen hatte, weil er nicht streng genug auf den Punkt geachtet, an dem man sich befand; er rang die Hände in der Luft und sagte: „Ma Doué! ma Doué!“ (Mein Gott, mein Gott!) im Ton der Verzweiflung.

Ganz nahe, in einer Wolkenlichtung tauchte ein Kap auf, das sie nicht recht erkannten. Es verhüllte sich fast sogleich wieder; man sah es nicht mehr. Im übrigen kein Segel in Sicht, kein Rauch.

Sie mühten sich alle tüchtig ab, die Ladung umzustauen. Türk, ihr Hund, der doch die Bewegungen der See nicht fürchtete, war gleichfalls sehr ergriffen von dem Ereignis: diese Geräusche von unten, diese harten Stöße, wenn eine Schlagwelle ankam, und dann diese Unbeweglichkeit, er begriff sehr wohl, daß all das nicht mit natürlichen Dingen zuging, und verkroch sich mit eingezogenem Schwanz in die Ecken.

Dann ließen sie Boote nieder, um Anker auszubringen, und versuchten, mit vereinter Kraft an den Tauen ziehend, abzukommen — ein hartes Manöver, das zehn volle Stunden dauerte; und als es Abend war, sah das arme Schiff, das am Morgen so sauber und zierlich dahergekommen, schon übel aus, überschwemmt, beschmutzt, in voller Auflösung. Es hatte sich gewehrt in jeder Weise und blieb doch immer da festgenagelt wie ein totes Schiff.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht brach an, der Wind erhob sich, und die See ging höher; schon drohte die Sache eine schlimme Wendung zu nehmen, da mit einmal, gegen sechs Uhr, waren sie frei, flott; die Taue, an denen sie sich festhielten, rissen ... Da sah man die Männer wie Rasende von vorn nach hinten laufen und schreien: „Wir schwimmen!“

Sie schwammen in der That; aber wer beschreibt diese Freude, zu schwimmen, zu fühlen, daß man sich fortbewegt, daß man vom beginnenden Wrack, das man eben noch war, wieder zu einem flinken lebendigen Ding geworden ist! ...

Und mit einem Schlag war auch Yanns Traurigkeit verflogen. Erleichtert wie sein Fahrzeug, geheilt durch die gesunde Anstrengung seiner Arme, hatte er sein sorgloses Wesen wiedergefunden, die Erinnerungen abgeschüttelt.

Am andern Morgen, als man mit dem Heben der Anker fertig war, setzte er seine Fahrt fort nach dem kalten Island, und sein Herz war anscheinend so frei, wie in den ersten Jahren.

Achtzehntes Kapitel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

An Bord der „Circe“, da unten auf der Reede von Ha-Long, am andern Ende der Welt, wurde die Post aus Frankreich verteilt. Mitten in einer dichten Gruppe von Menschen stand der Wagenmeister und rief mit lauter Stimme die Namen der Glücklichen aus, die Briefe bekamen. Das geschah am Abend beim Schein einer Schiffslaterne, um die man sich stieß.

„Moan, Sylvester!“ — Es war einer da für ihn, einer, der wohl den Stempel von Paimpol trug, — aber das war nicht Gauds Handschrift. — Was hatte das zu bedeuten? Und von wem kam er?

Nachdem er ihn nach allen Seiten gedreht hatte, öffnete er ihn ängstlich.

„Ploubazlanec, den 5. März 1884.
Mein lieber Enkel!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Also doch von seiner guten alten Großmutter! Nun atmete er wieder leichter. Sie hatte sogar unter die letzte

Zeile ihre schwerfällige Unterschrift gesetzt, wie sie's gelernt hatte, zitternd und schülerhaft: „Witwe Moan."

Witwe Moan! Er hob das Papier unwillkürlich an seine Lippen und küßte den armen Namen, als wäre er ein heiliges Amulett. Denn dieser Brief kam in einer entscheidenden Stunde seines Lebens: Morgen früh, wenn der Tag graute, ging es fort, ins Feuer.

Man befand sich in der Mitte des April; Bac-Ninh und Hong-Hoa waren soeben genommen worden. Keine größere Operation stand in Tonking bevor; gleichwohl genügten die ankommenden Verstärkungen nicht, — da nahm man von Bord alles, was noch zu haben war, um die bereits ausgeschifften Compagnieen zu komplettieren. Und Sylvester, der die Kreuzfahrten und Blockaden längst satt hatte, war mit einigen andern bestimmt worden, die Lücken auszufüllen.

Freilich sprach man von Frieden in diesem Augenblick, aber etwas sagte ihnen trotzdem, daß sie noch rechtzeitig ans Land kommen würden, um die Feuertaufe zu bestehen. Nachdem sie ihr Gepäck in Ordnung gebracht, ihre Vorbereitungen beendet und Abschied genommen hatten, spazierten sie des Abends unter den andern herum, die dablieben, und neben denen sie sich groß und stolz fühlten; jeder zeigte auf seine Weise, welchen Eindruck die Sache auf ihn machte: die einen waren ernst und gesammelt, die andern überboten sich an großartigen Redensarten.

Sylvester war ziemlich schweigsam und beherrschte seine innere Ungeduld; nur wenn man ihn ansah, sagte ein kleines verhaltenes Lächeln: „Ja, ich bin auch dabei, und morgen früh geht's los." Vom Krieg, vom Feuer machte er sich zwar noch keine rechte Vorstellung, aber es lockte ihn doch, denn er stammte von einer tapferen Rasse ab.

... Da ihn die fremde Handschrift um Gaud besorgt machte, suchte er sich einer Schiffslaterne zu nähern, um besser lesen zu können. Und das war schwierig unter diesen Gruppen halbnackter Menschen, die sich herandrängten, um auch zu lesen, in der atembeklemmenden Hitze der Batterie...

Gleich im Eingang ihres Briefs erkärte, wie er's vorhergesehen, die Großmutter Yvonne, warum sie genötigt gewesen, ihre Zuflucht zu der wenig geübten Hand einer alten Nachbarin zu nehmen.

„Mein liebes Kind, ich lasse dir diesmal nicht durch deine Base schreiben, da diese sehr in Not ist. Ihr Vater ist vor zwei Tagen eines plötzlichen Todes gestorben. und

es scheint, daß sein ganzes Vermögen in schlechten Geldgeschäften draufgegangen ist, die er letzten Winter in Paris gemacht hat. Sein Haus und seine Möbel werden daher verkauft werden. Das ist eine Sache, auf die niemand in der Gegend gefaßt war. Ich denke, mein liebes Kind, es wird dir wie mir sehr leid thun.

„Der Sohn Gaos läßt dich schön grüßen; er hat seine Heuer mit dem Kapitän Guermeur erneuert, immer auf der ‚Marie', und die Abfahrt nach Island hat dieses Jahr ziemlich früh stattgefunden. Sie sind am Ersten des Monats unter Segel gegangen, zwei Tage bevor unsre arme Gaud von dem großen Unglück betroffen wurde, von dem sie noch keine Kenntnis haben. Aber du kannst dir wohl denken, mein lieber Sohn, daß es jetzt aus ist für sie mit dem Heiraten, denn nun muß sie arbeiten, um ihr Brot zu verdienen ..."

... Er war niedergeschmettert, die schlimmen Nachrichten hatten ihm seine ganze Kampfesfreude verdorben ...

Dritter Teil.

Neunzehntes Kapitel.

Eine Kugel kommt pfeifend durch die Luft geflogen! ... Sylvester steht plötzlich still und spitzt die Ohren ...

Rings dehnt sich eine endlose Ebene im zarten Samtgrün des Frühlings. Der Himmel ist grau und drückend. Sie sind ihrer sechse, bewaffnete Matrosen auf Rekognoszierung, mitten in den frischen Reisfeldern, auf einem Schlammpfad ...

Wieder! ... Dasselbe Geräusch in der stillen Luft! — Ein scharfer, zischender Laut, eine Art langgezogenes „Dzinn", so recht bezeichnend für das kleine, boshafte und harte Ding, das da bolzgerade, sehr schnell dahinfliegt und dessen Begegnung tödlich sein kann.

Zum erstenmal in seinem Leben hört Sylvester diese Musik. Die Kugeln, die angeflogen kommen, klingen anders, als die, die man selbst abschießt: der Knall des Schusses ist durch die Ferne gedämpft, man hört ihn nicht mehr, um so besser unterscheidet man das leise metallische Summen, das einem im Vorüberfliegen die Ohren streift ...

Und noch einmal „Dzinn" und „Dzinn"! Es regnet jetzt Kugeln. Ganz nahe bei den Matrosen bohren sie sich in den überschwemmten Boden ein, jede mit einem kleinen „Flack", das trocken und scharf klingt wie Hagel, und einem leichten Aufspritzen des Wassers.

Sie sehen sich an, lächelnd wie über eine gut gespielte Posse, und sagen: „Die Chinesen!" Und wer wollte die Verachtung wiedergeben, den alten höhnischen Groll und die Kampflust, die in der Art liegt, wie sie sich das Wort zurufen: „Die Chinesen!"

Zwei bis drei Kugeln kommen noch pfeifend angeflogen, diesmal in flacherer Bahn; man sieht sie aufschlagen und abprallend weiterspringen wie Heuschrecken im Gras. Kaum eine Minute hat er gedauert, dieser kleine Sprühregen von Kugeln, und schon hört er auf. Auf der großen grünen Ebene wird es wieder vollkommen still, und nichts rührt sich, so weit man sieht.

Sie stehen noch aufrecht, alle sechs, spähend, lauschend, woher das wohl kommen konnte. Von dort hinten, sicherlich, aus jenem Bambusgehölz, das sich in der Ebene wie ein Inselchen von Federn ausnimmt, darunter halbversteckt seltsam geschwungene Dächer auftauchen. Da laufen sie hin, mit den Füßen in dem aufgeweichten Boden des Reisfeldes einsinkend oder ausgleitend; Sylvester, der die längsten und flinksten Beine hat, läuft allen voraus.

Nichts pfeift mehr, man könnte meinen, sie hätten geträumt.

Und da in jedem Land der Welt gewisse Dinge immer und ewig die gleichen sind —, das Grau des bedeckten Himmels, das frische Grün der Wiesen im Frühling —, so könnte man glauben, es seien die Felder Frankreichs, über welche die jungen Leute munter dahinliefen zu einem ganz andern Spiel als dem des Todes.

Aber je näher sie kommen, um so deutlicher zeigen diese Bambusstauden die exotische Feinheit ihres Laubes, die fremdartigen Formen der Dächer treten bestimmter hervor, und gelbe Männer schleichen sich spähend aus dem Hinterhalt, die glatten Gesichter von Bosheit und Furcht verzerrt . . . Dann plötzlich brechen sie mit einem Schrei hervor und entwickeln sich in einer langen, schwankenden, aber geschlossenen und gefahrdrohenden Linie.

„Die Chinesen!" sagen die Matrosen wieder mit demselben tapferen Lächeln.

Aber gleichwohl finden sie diesmal, daß es ihrer viele sind, zu viele. Und einer von ihnen sieht, wie er sich umwendet, von hinten noch andre, aus dem Gras auftauchend, daherkommen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er war sehr schön in diesem Augenblick, an diesem Tag, der kleine Sylvester; seine alte Großmutter wäre stolz gewesen, ihn so kriegerisch zu sehen!

Schon seit einigen Tagen verwandelt, mit gebräunter Haut und veränderter Stimme, war er hier wie in seinem eigensten Element. In einem Moment höchster Unentschlossen-

heit hatten die Matrosen, als die Kugeln immer einschlugen, fast schon jene Rückwärtsbewegung begonnen, die ihrer aller Tod gewesen wäre; aber Sylvester war vorwärts geschritten; er hatte sein Gewehr am Lauf gefaßt, und mit dem Kolben gewaltige Streiche nach rechts und links führend, hielt er einem ganzen Schwarme stand. Und ihm war es zu danken, daß das Blatt sich gewandt hatte: die Panik, jenes unbestimmte Etwas, das in solchen kleinen, regellosen Kämpfen blind über alles entscheidet, war nun auf Seiten der Chinesen; sie waren es, die zu weichen begannen.

Es war vorbei jetzt, sie flohen. Und die sechs Matrosen, die ihre Waffen schleunigst wieder geladen hatten, schossen sie in aller Bequemlichkeit nieder; im Gras gab es rote Lachen, zusammengebrochene Körper, zerschmetterte Schädel, die ihr Gehirn ins Wasser des Reisfelds ergossen.

Sie flohen ganz zusammengeduckt am Boden hin, wie Leoparden, und Sylvester lief ihnen nach, schon zweimal verwundet durch einen Lanzenstich und einen tiefen Schnitt in den Arm; aber er fühlte nichts als den Kampfesrausch, jene blinde Wallung, die vom Blut kommt und die Einfältigen zu Helden macht.

Einer, den er verfolgte, wandte sich, um ihn in einer Anwandlung von verzweifelter Angst aufs Korn zu nehmen. Sylvester stand still, lächelnd, verächtlich, erhaben, um ihn seine Waffe abfeuern zu lassen, dann, als er sah, welche Richtung der Schuß nehmen würde, warf er sich ein wenig nach links. Aber ein Zufall lenkte im Moment des Losdrückens den Gewehrlauf nach derselben Seite ab. Da fühlte er eine heftige Erschütterung auf der Brust, und blitzschnell, noch ehe ein Schmerz eintrat, begreifend, was das sei, wandte er den Kopf nach seinen Begleitern, um ihnen nach altem Soldatenbrauch die geheiligten Worte zuzurufen: „Ich glaube, ich habe mein Teil!“ Aber als er den Mund aufthat, um tief Atem zu holen, fühlte er, wie auch durch ein Loch in der rechten Brust Luft eindrang mit einem entsetzlichen kleinen Geräusch, als ob ein Blasebalg geplatzt wäre. Gleichzeitig füllte sich sein Mund mit Blut, und er empfand auf der Seite einen stechenden Schmerz, der sich schnell, schnell steigerte zu etwas Gräßlichem, Unsagbarem.

Er drehte sich vom Schwindel erfaßt zwei- oder dreimal um sich selbst und rang nach Atem unter dem erstickenden Schwall dieser roten Flüssigkeit, — und dann schlug er schwer hin in den Schlamm.

Zwanzigstes Kapitel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Etwa vierzehn Tage später, da die herannahende Regenzeit den Himmel bereits verdüsterte und die Hitze schwerer auf das gelbe Tonking drückte, wurde Sylvester, den man nach Hanoï zurückgeschickt hatte, auf die Reede von Ha-Long und dort an Bord eines Hospitalschiffs gebracht, das nach Frankreich zurückkehrte.

Er war lange auf Tragbahren umhergeschleppt worden, mit kurzem Aufenthalt in den Ambulanzen. Man hatte gethan, was man konnte; aber unter den schlechten Bedingungen hatte sich seine Brust auf der durchschossenen Seite mit Wasser gefüllt, und die Luft drang immer noch gurgelnd durch das Loch, das sich nicht schließen wollte.

Man hatte ihm die Tapferkeitsmedaille verliehen, und er hatte sich einen Augenblick darüber gefreut.

Aber er war nicht mehr der Krieger von ehedem, mit dem festen Schritt, der hell klingenden Stimme. Nein, all das war dem langen Leiden, dem erschlaffenden Fieber zum Opfer gefallen. Er war wieder zum Kind geworden, das Heimweh hat; er sprach fast nicht mehr und gab mit schwacher, fast erloschener Stimme Antwort. Sich so krank zu fühlen und so weit, so weit von der Heimat sein; zu denken, daß man so viel Tage und Tage braucht, bis man heimkommt, — würde er überhaupt leben bis dahin mit seinen dahinschwindenden Kräften? . . . Dieses Gefühl einer furchtbaren Entfernung war etwas, das ihn nicht losließ, das über ihn kam, wenn er erwachte, wenn ihm nach den Stunden des Hindämmerns die entsetzliche Empfindung seiner Wunden wiederkehrte und der Fieberhitze und des zischenden Geräuschs in seiner durchschossenen Brust. Auch hatte er gebeten, man möge ihn einschiffen, auf jede Gefahr hin.

Er war sehr schwer zu tragen in seiner Lagerstatt, und so geschah es, daß er beim Transport, ohne daß man's wollte, grausame Stöße zu erdulden hatte.

An Bord des Dampfers, der zur Abfahrt bereit lag, legte man ihn in eine von den kleinen eisernen Bettstellen, die da zum Hospital aneinander gereiht standen, und nun begann aufs neue die lange Meerfahrt in umgekehrter Richtung. Nur lebte er diesmal nicht wie ein Vogel in der

freien Luft des Mastwerks, sondern in der dumpfen Atmosphäre des unteren Schiffsraums, inmitten der Ausdünstungen von Arzneimitteln, Wunden und Elend.

In den ersten Tagen hatte die Freude, daß man unterwegs war, eine kleine Besserung in seinem Befinden herbeigeführt. Er konnte sich, wenn man ihm Kissen unterschob, in seinem Bett aufsetzen, und von Zeit zu Zeit verlangte er nach seiner Kiste. Seine Matrosenkiste war das weiße Holzköfferchen, das er in Paimpol gekauft hatte, um seine Kostbarkeiten darin zu verwahren; man fand da die Briefe von der Großmutter Yvonne, von Yann und Gaud, ein Heft, in das er Lieder, wie man sie an Bord singt, abgeschrieben hatte, und ein chinesisches Buch des Confucius, das er einmal zufällig bei einer Plünderung mitgenommen hatte, und das auf der unbedruckten Rückseite der Blätter sein naives Kriegstagebuch enthielt.

Der Mai brachte jedoch keine Besserung, und von der ersten Woche an waren die Aerzte der Ansicht, daß der Tod nicht mehr abzuwenden sei.

Man befand sich jetzt in der Nähe des Aequators, in der Gluthitze der Gewitterzone. Der Transportdampfer verfolgte seinen Weg immer mit derselben Schnelligkeit und schüttelte seine Betten, seine Verwundeten und Kranken auf einem Meer, das noch heftig bewegt war, wie beim Umschlag der Passatwinde.

Seit der Abfahrt von Ha-Long war mehr als einer gestorben, den man ins tiefe Wasser hatte versenken müssen auf dem Weg nach Frankreich; viele der kleinen Bettstellen waren bereits ihres armseligen Inhaltes entledigt.

Und an diesem Tag war es in dem beweglichen Hospital sehr düster: man hatte sich wegen des hohen Seegangs genötigt gesehen, die Luken zu schließen, und das machte den Aufenthalt in diesem Stickofen für Kranke noch furchtbarer.

Ihm ging es schlechter; es war das Ende. Immer auf der durchschossenen Seite liegend, preßte er sie mit der letzten Kraft seiner beiden Hände zusammen, um das Wasser, diese flüssige Zersetzung der rechten Lunge, zum Stillstand zu bringen, und versuchte, nur mit der andern zu atmen. Aber auch diese andre war allmählich von ihrer Nachbarschaft angesteckt, und der Todeskampf hatte begonnen.

Allerhand Visionen aus der Heimat spukten durch sein sterbendes Gehirn; in dem heißen Dunkel beugten sich geliebte Gesichter oder scheußliche Fratzen über ihn; er war in

einem beständigen Hallucinationstraum, bald in der Bretagne, bald in Island.

Am Morgen hatte er den Priester rufen lassen, und dieser, ein Greis, der daran gewöhnt war, Matrosen sterben zu sehen, war überrascht gewesen, unter dieser so männlichen Hülle die Reinheit eines Kindes zu finden.

Er verlangte nach Luft, nach Luft, die es nirgends gab. Die Windfänger hatten keine mehr zu vergeben; der Wärter, der ihn die ganze Zeit mit einem chinesischen Blumenfächer fächelte, setzte nur ungesunde Dünste in Bewegung, die schon hundermal ein- und ausgeatmet waren und denen die Lungen ihren Dienst versagten.

Zuweilen erfaßte ihn eine verzweifelte Wut, aus dem Bett zu springen, in dem er den Tod so sicher herannahen fühlte, und da oben in der freien Luft neues Leben zu atmen. O wie glücklich waren sie, die andern, die auf den Tauen herumkletterten, in den Mastkörben hausten! ... Aber mit all seiner großen Anstrengung brachte er's nicht weiter als zu einem Heben des Kopfes und des geschwächten Halses, — unvollkommene Bewegungen, wie man sie im Schlafe macht. — Ach nein, er konnte nicht mehr; er sank immer wieder in dieselben Höhlungen seines zerwühlten Bettes zurück, auf das ihn schon der Tod festbannte; und jedesmal nach einer solchen erschöpfenden Anstrengung verlor er für einen Augenblick völlig das Bewußtsein.

Um ihm Linderung zu verschaffen, öffnete man schließlich eine Luke, obwohl es gefährlich war, denn die See ging noch immer hoch. Das war am Abend gegen sechs Uhr. Als der eiserne Sturmladen gehoben war, drang nur Licht, grellrotes Licht herein. Die untergehende Sonne erschien am Horizont mit außerordentlichem Glanz in einem Querschnitt des dunkeln Himmels; ihr blendender Schein lief schwankend über das Hospital hin und beleuchtete es mit dem flackernden Licht einer Fackel, die man hin und her schwenkt.

Luft drang keine herein; das wenige, was draußen davon vorhanden, war nicht im stande, die Fieberdünste zu verscheuchen. Ueberall, in der Unendlichkeit dieses Aequatorialmeeres war nur heißer Brodem, unatembare Schwere. Nirgends Luft, nicht einmal für die Sterbenden, die danach lechzten.

Ein letztes Gesicht regte ihn sehr auf: seine alte Großmutter, die sehr schnell, mit einem Ausdruck herzzerreißender

Angst auf einem Weg hinlief; der Regen floß aus tiefem, düsterem Gewölk auf sie nieder; sie ging nach Paimpol aufs Marinebureau, wohin sie bestellt war, um zu erfahren, daß er tot sei.

Er wand sich jetzt keuchend, man wischte ihm von den Mundwinkeln Wasser und Blut ab, das im Todeskampf aus seiner Brust emporströmte. Und die prachtvolle Sonne beschien ihn noch immer; im Westen war es, als ob eine ganze Welt in Flammen stände, als wären die Wolken mit Blut getränkt. Durch die Oeffnung der Luke drang ein breiter, roter Feuerstreif bis zu Sylvesters Bett und bildete einen Glorienschein um ihn.

In dem gleichen Moment sah man diese Sonne auch dort in der Bretagne, wo es bald Mittag war. Es war wohl dieselbe Sonne und genau in demselben Augenblick ihrer endlosen Dauer; aber dort hatte sie gleichwohl eine sehr verschiedene Farbe: höher stehend in einem bläulichen Himmel, beschien sie mit sanftem weißen Licht die Großmutter Yvonne, die mit einer Näharbeit vor ihrer Thür saß.

In Island, wo es Morgen war, schien sie gleichfalls in diesem Augenblick des Todes. Dort war sie noch bleicher, und man konnte glauben, es habe einer gewaltsamen Ablenkung ihrer Bahn bedurft, um sie überhaupt sichtbar zu machen. Sie schien traurig in einen Fjord, auf dem die „Marie" trieb, und der Himmel, an dem sie stand, war diesmal von jener nördlichen Klarheit, welche die Vorstellung von erkalteten Planeten erweckt, die keine Atmosphäre mehr haben. Mit eisiger Klarheit ließ sie die Einzelheiten jenes Chaos von Steinen hervortreten, das Island heißt: das ganze Land, von der „Marie" aus gesehen, schien sich, wie auf eine Fläche gestülpt, aufrecht zu halten. Yann, der auch etwas fremdartig beleuchtet war, stand an Bord und fischte wie gewöhnlich inmitten dieser Scenerie, die an eine Mondlandschaft gemahnte.

Im Augenblick, wo der rote Feuerstreif, der durch diese Schiffsluke eindrang, erlosch, wo die Aequatorialsonne gänzlich in den übergoldeten Wassern verschwand, sah man die Augen des Sterbenden sich nach oben verdrehen, als wollten sie in der Stirn verschwinden. Da schloß man die Lider mit den langen Wimpern darüber — und Sylvester lag wieder sehr schön und ruhig da wie ein Marmorbild.

Einundzwanzigstes Kapitel.

... Ich kann nicht umhin, noch von Sylvesters Begräbnis zu erzählen, das ich selbst leitete, da draußen auf der Insel Singapore. Man hatte schon genug andre ins Meer versenkt in den ersten Tagen der Ueberfahrt; da die malaiische Erde ganz nahe war, hatte man sich entschlossen, ihn ein paar Stunden länger zu behalten, um ihn dort zu bestatten.

Es geschah am Morgen, zu sehr früher Stunde, wegen der furchtbaren Sonne. In dem Boot, das ihn forttrug, lag sein Leichnam von der Fahne Frankreichs bedeckt. Die große fremdartige Stadt schlief noch, als wir ans Land stießen. Ein kleiner Wagen, den der Konsul gesandt hatte, wartete am Quai; wir legten Sylvester darauf und das hölzerne Kreuz, das man an Bord für ihn gezimmert hatte; der Anstrich war noch frisch, denn man hatte sich eilen müssen, und die weißen Lettern seines Namens zerflossen auf dem schwarzen Grund.

Wir durchschritten dieses Babel beim Sonnenaufgang. Und tief ergreifend war es, als wir hier, zwei Schritte von dem unsauberen Chinesengewimmel, die Ruhe einer französischen Kirche fanden. Unter diesem hohen weißen Kirchenschiff, wo ich allein mit meinen Matrosen war, klang das „Dies irae", das ein Missionspriester sang, wie eine sanfte, magische Beschwörung. Durch die offenen Thüren sah man etwas wie Zaubergärten, wunderbares Grün, ungeheure Palmen; der Wind schüttelte die großen blühenden Bäume und trug einen Regen karminroter Blumenblätter bis in die Kirche herein.

Nachher gingen wir auf den Friedhof, sehr weit. Unser kleines Matrosengefolge war nur bescheiden, der Sarg immer von der Fahne Frankreichs bedeckt. Wir mußten Chinesenviertel durchschreiten, ein Gewimmel gelber Gestalten; dann malaiische und indische Vorstädte, wo allerhand asiatische Gesichter uns mit erstaunten Augen nachsahen.

Dann kamen wir hinaus ins offene Land, wo es schon heiß war: schattige Wege, über die wundervolle Schmetterlinge mit blausamtenen Flügeln hinflogen, ein großer Aufwand von Blumen und Palmbäumen; die ganze Pracht der Aequatorialzone. Und endlich der Friedhof: Mandarinen-

gräber mit vielfarbigen Inschriften, Drachen und Ungeheuern; erstaunliches Laubwerk, unbekannte Pflanzen. Die Stelle, wo wir ihn eingruben, gleicht einer Ecke von Indras Gärten.

Auf sein Grab pflanzten wir jenes kleine Holzkreuz, das man in Eile während der Nacht für ihn gefertigt hatte:

Sylvester Moan.
19 Jahre.

Und wir ließen ihn dort; die immer höher steigende Sonne trieb uns zur Eile, und im Fortgehen noch sahen wir uns um nach der Stelle, wo er schläft unter jenen wunderbaren Bäumen, den großen Blumen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Tags in der ersten Hälfte des Juni, als die alte Yvonne heimkam, sagten ihre Nachbarinnen, es sei von seiten des Einschreibekommissärs der Marine nach ihr gefragt worden.

Das war sicher etwas, das ihren Enkel betraf, aber es ängstigte sie nicht. In den Familien der Seeleute hat man oft mit dieser Kommission zu thun; sie, die Tochter, Gattin, Mutter und Großmutter von Seeleuten, kannte dieses Bureau seit bald sechzig Jahren.

Ohne Zweifel handelte es sich um eine Geldanweisung oder vielleicht um eine kleine Abrechnung von der „Circe“, zu der es ihrer Unterschrift bedurfte. Da sie wußte, was man dem Herrn Kommissär schuldig ist, legte sie ihr schönes Kleid an, setzte eine weiße Haube auf und machte sich gegen zwei Uhr auf den Weg.

Mit kleinen Schritten ziemlich rasch auf den Küstenpfaden hintrippelnd, ging sie Paimpol zu, etwas bang trotz alledem, wenn sie überlegte, daß sie seit zwei Monaten ohne Brief war.

Sie begegnete ihrem alten Liebhaber, der, seit dem Winter stark zusammengefallen, vor seiner Thür saß.

„Nun? ... Wenn's Euch recht ist, Ihr wißt ja; braucht Euch nicht zu genieren, meine Schöne!“ — (Wieder war es das hölzerne Gewand, das er im Sinne hatte.)

Ringsum war heiteres, lachendes Juniwetter. Auf den steinigen Höhen wuchs zwar nur niederer Ginster mit goldgelben Blüten, aber sobald man in die gegen den Seewind geschützten Niederungen kam, fand man sogleich das schöne neue Grün, die blühenden Weißdornhecken, das Gras schon hoch und süß duftend. Sie sah von all dem kaum etwas, sie, die so alt war, auf deren Haupt sich die flüchtigen Jahreszeiten gehäuft hatten, die ihr jetzt kurz dünkten, wie Tage ...

Um die Weiler mit ihren düsteren zerfallenden Mauern blühten Rosen, Nelken und Goldlack, und bis hinauf zu den hohen Stroh- und Mosdächern gab es tausend kleine Blumen, welche die ersten weißen Schmetterlinge herbeilockten.

Der Frühling war fast ohne Liebe in dieser Gegend von Isländern, und die schönen Mädchen von stolzer Rasse, die man da träumend auf den Thürschwellen sah, schienen mit ihren braunen oder blauen Augen weit über die sichtbare Welt hinaus in die Ferne zu schweifen. Die jungen Bursche, denen ihre Schwermut und ihr Sehnen galt, waren mit dem großen Fischfang beschäftigt, draußen im Nordmeer ...

Aber ein Frühling war es doch, lau und mild und verwirrend, mit leichtem Mückengesumm und frischem Pflanzenduft. Und diese seelenlose Natur fuhr fort, der alten Großmutter zuzulächeln, die in ihrem besten Schritt dahinging, um den Tod ihres letzten Enkels zu erfahren. Sie stand dicht bevor, die furchtbare Stunde, wo ihr gesagt würde, was sich fern auf dem Chinesischen Meer zugetragen hatte; sie war auf jenem verhängnisvollen Gang begriffen, den Sylvester im Augenblick des Todes geahnt und der ihm die letzten Thränen der Angst entpreßt hatte: seine gute alte Großmutter, aufs Marinebureau nach Paimpol berufen, um zu erfahren, daß er tot sei! — Er hatte sie ganz deutlich auf diesem Weg hinwandeln sehen, in schnellem Schritt und gerader Haltung, mit ihrem kleinen braunen Tuch, ihrem Regenschirm und der großen Haube. Und diese Erscheinung hatte ihm ins Herz geschnitten, daß er sich aufbäumte und vor Schmerz wand, während die ungeheure rote Sonne des Aequators in ihrem prachtvollen Niedergang durch die Luke des Hospitals drang, um ihn sterben zu sehen.

Nur hatte er sich in seiner letzten Vision diesen Gang der armen Alten unter einem regnerischen Himmel vorgestellt, während sie im Gegenteil der heitere, spöttische Glanz des Frühlings umgab ...

Als sie sich Paimpol näherte, fühlte sie sich unruhiger werden und beschleunigte noch ihren Schritt.

Da war sie nun, in der grauen Stadt, in den engen Granitgassen, in die die Sonne hereinschien, und wünschte andern Alten, die an ihren Fenstern saßen, „Guten Tag". Neugierig gemacht durch ihren Anblick, sagten diese: „Wohin mag sie wohl gehen, so schnell und im Sonntagsstaat an einem Werktag?"

An Stelle des Herrn Kommissärs, der nicht zu Hause war, saß ein kleines, sehr häßliches Geschöpf von etwa fünfzehn Jahren, sein Gehilfe, am Schreibtisch. Da er für einen Fischer zu schlecht geraten war, hatte er Unterricht erhalten und brachte nun seine Tage in schwarzen Ueberärmeln auf diesem Sessel mit Papierbekritzeln zu.

Als die Alte ihm ihren Namen gesagt hatte, erhob er sich mit wichtiger Miene, um aus einem Aktenschrank einen Stoß gestempelter Papiere zu nehmen.

Es waren deren viele ... was hatte das zu bedeuten? Certifikate, Papiere mit Siegeln darauf, ein von der See vergilbtes Matrosenbüchlein, all das hatte einen Todesgeruch ...

Er breitete sie vor der armen Alten aus, die zu zittern begann und der es schwarz vor den Augen wurde. Sie hatte nämlich zwei Briefe erkannt, die Gaud für sie an ihren Enkel geschrieben hatte und die da uneröffnet zurückkamen ... Und dasselbe war ihr zwanzig Jahre früher beim Tode ihres Sohnes Peter passiert: die Briefe waren von China an den Herrn Kommissär zurückgekommen, der sie ihr zugestellt hatte ...

Der Gehilfe las jetzt mit wichtiger Stimme: „Moan, Jean-Marie-Sylvester, eingeschrieben in Paimpol, Folio zweihundertunddreizehn, Stammrolle Nummer zweitausendundeinundneunzig, verschieden an Bord des ‚Bien-Hoa', den vierzehn ..."

„Was? Was ist mit ihm, mein guter Herr? ..."

„Verschieden! ... Er ist verschieden," wiederholte er.

Mein Gott, er war gewiß nicht böse, dieser Gehilfe; wenn er das in dieser brutalen Weise sagte, so war es eben Mangel an Ueberlegung, Unverstand von einem so jungen unfertigen Wesen. Und da er sah, daß sie das schöne Wort nicht verstand, so wiederholte er es ihr auf bretonisch: „Marw éo! ..."

„Marw éo! ..." (Er ist tot.)

Sie sprach es ihm nach mit ihrer meckernden Greisenstimme, wie ein schwaches, schetterndes Echo einen gleichgültigen Satz nachspricht.

Das war es ja, was sie halb und halb geahnt, wovor sie gezittert hatte; aber jetzt, da es Gewißheit war, schien es sie nicht mehr zu berühren. Einmal war ihre Fähigkeit zu leiden, wirklich etwas abgestumpft durchs Alter, besonders seit diesem letzten Winter. Der Schmerz kam nicht mehr sogleich. Und dann war in diesem Augenblick in ihrem Kopf etwas nicht in Ordnung, und so kam es, daß sie diesen Todesfall mit andern vermengte: sie hatte so viel Söhne verloren ... Sie brauchte einige Zeit, um recht zu begreifen, daß dieser hier ihr letzter sei, den sie so lieb gehabt, derjenige, auf den sich all ihre Gebete bezogen hatten, ihr ganzes Leben, all ihr Denken, das schon getrübt war durch das Herannahen der zweiten Kindheit ...

Sie schämte sich auch, ihre Verzweiflung zu zeigen vor diesem kleinen Herrn, der ihr Abscheu einflößte: War das eine Art, einer alten Großmutter den Tod ihres Enkels anzukündigen! ... Sie blieb vor dem Schreibtisch stehen, steif und aufrecht, die Franzen ihres braunen Tuchs mit ihren alten abgescheuerten Waschfrauenhänden zerknüllend.

Und wie weit fühlte sie sich von daheim weg! ... Mein Gott, eine ganze Reise war es, die sie zu machen hatte, ehe sie ihre Hütte erreichte, in die es sie verlangte, sich einzuschließen — wie ein verwundetes Tier, das sich in seinen Bau verkriecht, um zu sterben. Aus Angst vor dem weiten Weg gab sie sich auch Mühe, nicht viel zu denken, noch nicht recht zu verstehen.

Man stellte ihr eine Anweisung aus, kraft der sie als Erbin ermächtigt wurde, die dreißig Franken zu erheben, die ihr aus dem Verkauf von Sylvesters Habseligkeiten zufielen; sodann erhielt sie die Briefe, die Certifikate und das Kästchen mit der Verdienstmedaille. Unbeholfen nahm sie das alles mit ihren steifen Fingern und schob es von einer Hand in die andre, da sie ihre Taschen nicht mehr fand, es hineinzustecken.

Dann schritt sie durch Paimpol in einer Tour, ohne jemand anzusehen, den Körper etwas vorgebeugt, als ob sie fallen wollte, während ihr das Blut in den Ohren brauste; — und sie sputete sich, ihre Kräfte überbietend, wie eine arme, schon sehr alte Maschine, die man zum letzenmal auf Volldampf gestellt hat, unbekümmert, ob man dabei ihre Federn zersprengt.

Beim dritten Kilometer ging sie ganz gekrümmt vor Erschöpfung, und von Zeit zu Zeit stieß ihr Holzschuh an einen Stein, was ihr eine heftige schmerzliche Erschütterung im Kopfe verursachte. Und sie eilte, sich in ihrem Bau zu verkriechen, aus Furcht zu fallen und heimgetragen zu werden ...

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Die alte Yvonne ist betrunken!“

Sie war gefallen, und die Gassenjungen liefen hinter ihr drein. Es war gerade, als sie das Gebiet der Gemeinde von Ploubazlanec erreicht hatte, wo viele Häuser am Weg stehen. Gleichwohl hatte sie die Kraft gehabt, sich wieder zu erheben und an ihrem Stock weiter zu humpeln.

„Die alte Yvonne ist betrunken!“

Die frechen Burschen guckten ihr lachend ins Gesicht. Ihre Haube saß ganz schief.

Es gab unter diesen Jungen welche, die im Grund nicht so böse waren und sich, wenn sie sie näher angesehen hatten, von dem verzweifelten Ausdruck dieses Greisengesichts ergriffen, ganz betrübt abwandten und nichts mehr zu sagen wagten.

Als sie, zu Hause angelangt, die Thüre hinter sich verschlossen hatte, stieß sie einen Wehschrei aus, daran sie fast erstickte, und ließ sich mit dem Kopf gegen die Wand in eine Ecke fallen. Ihre Haube war ihr auf die Augen herabgerutscht; sie schleuderte sie auf die Erde, — die arme, schöne, sonst so geschonte Haube. Ihr letztes Sonntagskleid war ganz beschmutzt, und ein dünnes Haarsträhnchen, das gelblichweiß unter ihrem Kopftuch hervorquoll, vervollständigte das Bild der Verwirrung und des Elends ...

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Gaud, die am Abend nach ihr zu sehen kam, fand sie so, den Kopf gegen die Mauer, mit ganz wirrem Haar und hängenden Armen, mit verzerrtem Gesicht und einem kläglichen „Hi-hi-hi!“ wie es kleine Kinder ausstoßen; sie konnte fast nicht mehr weinen: Zu alte Großmütter haben keine Thränen mehr in den vertrockneten Augen.

„Mein Enkel ist tot!“

Und sie warf ihr die Briefe in den Schoß, die Papicre, die Medaille.

Gaud überzeugte sich mit einem Blick, daß dem wirklich so sei, und kniete nieder, um zu beten.

So blieben die beiden Frauen beisammen, fast stumm, solange die Junidämmerung dauerte, die sehr lang ist in der Bretagne, und die in Island kein Ende nimmt. Das Heimchen im Kamin, das Glück bringt, machte ihnen nach wie vor seine zirpende Musik, und der gelbe Abendschein drang durch die Dachluke in diese Hütte der Moan, die alle die See fortgenommen hatte, die nun eine erloschene Familie waren . . .

Schließlich sagte Gaud: „Ich werde zu Euch ziehen, meine gute Großmutter, und bei Euch wohnen. Ich bringe mein Bett mit, das man mir gelassen hat, und will Euch hüten und pflegen, damit Ihr nicht ganz allein seid . . .“

Sie beweinte ihren Freund Sylvester, aber in ihren Kummer um ihn mischte sich unwillkürlich der Gedanke an einen andern, an den, der fortgezogen war, den großen Fischfang mitzumachen.

Würde Yann, wenn er erfuhr, daß Sylvester tot sei, auch nur um ihn weinen? . . Vielleicht doch, denn er hatte ihn ja lieb . . . Und in ihrem eigenen Schmerz beschäftigte sie sich viel mit diesem Gedanken und war bald aufgebracht über den harten Burschen, bald gerührt, wenn sie an den großen Schmerz dachte, den auch er empfinden würde und der sie gleichsam einander näher brachte; — kurz ihr Herz war ganz voll von ihm . . .

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Endlich, an einem bleichen Augustabend, traf der Brief, der Yann die Nachricht vom Tod seines Bruders brachte, an Bord der „Marie" im isländischen Meer ein; — es war nach einem Tag harter Arbeit, als Yann todmüde eben im Begriff stand, zum Nachtessen und Schlafen in die Kajüte hinunterzusteigen. Mit schlummerschweren Augen las er ihn da unten in dem düsteren Raum beim gelben Schein der kleinen Lampe, und im ersten Moment blieb auch er unempfindlich, betäubt, wie einer, der nicht recht begreift, um was es sich handelt.

Stolz und verschlossen, wie er in allem war, was sein Herz betraf, verbarg er den Brief nach Matrosenart auf der Brust in seiner blauen Jacke, ohne etwas zu sagen. Nur hatte er nicht mehr den Mut, seine Suppe mit den andern zu essen, und da er es verschmähte, ihnen den Grund davon zu sagen, warf er sich auf sein Lager und schlief sofort ein.

Bald träumte er von dem toten Sylvester, von seinem Begräbnis ...

Kurz vor Mitternacht, — da er sich in jenem eigentümlichen Geisteszustand der Seeleute befand, die sich im Schlaf der Stunde bewußt sind und den Moment, wo man sie zur Ablösung auf Deck ruft, herannahen fühlen, — sah er dieses Begräbnis wieder und sagte sich: „Ich träume; glücklicherweise wird man mich bald aufwecken, und alles wird vorbei sein."

Als aber eine rauhe Hand sich auf seine Schulter legte und eine Stimme rief: „Gaos! Auf, 's ist Zeit!" vernahm er auf seiner Brust ein leichtes Papierknittern — eine traurige Musik, die ihm die Wirklichkeit jenes Todes bestätigte. — „Ach ja, der Brief! ... Es war also richtig!" — und schon war die Empfindung peinlicher, grausamer, und indem er sich, nun plötzlich ganz wach, rasch aufrichtete, stieß er mit seiner breiten Stirn an die Balken.

Dann kleidete er sich an und öffnete die Luke, um da oben seinen Posten beim Fischfang einzunehmen ...

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Als Yann oben war, betrachtete er mit verschlafenen Augen die große vertraute Kreisfläche des Meeres ringsumher.

In dieser Nacht bot ihre Unendlichkeit einen Anblick von verblüffender Einfachheit, lauter neutrale Töne, die nur das Gefühl der Tiefe erweckten.

Dieser Horizont, der weder eine bestimmte Weltgegend, noch irgend ein geologisches Alter anzeigte, mußte seit dem Ursprung der Jahrhunderte schon so vielmal den gleichen Anblick geboten haben, daß es wahrhaftig schien, als sehe man nichts, — nichts als die Ewigkeit der Dinge, die da sind, weil sie sein müssen.

Es war nicht einmal völlig Nacht; ein schwacher Rest von Licht, das von nirgends herkam, leuchtete noch. Das brauste, wie aus Gewohnheit, und gab einen zwecklosen Klagelaut von sich. Alles war grau, von einem trüben Grau, das unter dem Blick zerfloß. — Das Meer in seiner geheimnisvollen Ruhe, seinem Schlummer, verbarg sich unter diskreten, namenlosen Tinten.

Oben war zerstreutes Gewölk, es hatte irgend welche Formen angenommen, weil die Dinge ohne Form nicht sein können; in der Dunkelheit floß es fast zusammen und war nur noch ein großer Schleier.

Aber an einem Punkt des Himmels, sehr tief und nahe am Wasser, zeigte es eine bestimmtere, wenn auch sehr entfernte Schattierung, unsicher wie von zerstreuter Hand hingeworfen, ein Zufallsgebilde, das nicht bestimmt war, gesehen zu werden, flüchtig und nahe am Vergehen. — Und das allein von allem schien etwas zu bedeuten; der melancholische, unfaßbare Gedanke dieses Nichts war gleichsam dort eingeschrieben, — und die Augen hefteten sich zuletzt unwillkürlich darauf.

Je mehr Yanns Pupillen sich an die Dunkelheit draußen gewöhnten, desto aufmerksamer betrachtete er diese eine Stelle des Himmels; sie hatte die Form von einem Menschen, der mit ausgestreckten Armen niedersinkt. Und jetzt, wie er diese Aehnlichkeit zu bemerken anfing, schien's ihm, als sei es wirklich ein menschlicher Schatten, durch die Entfernung ins Riesenhafte vergrößert.

Dann vermischte sich in seiner Vorstellung, wo unaussprechliche Träume und primitive Glaubensanschauungen durcheinander wogten, dieser traurige Schatten da oben nach und nach mit der Erinnerung an seinen toten Bruder, als sei es eine letzte Offenbarung von ihm.

Beim Betrachten dieser Wolke fühlte er eine tiefe, bange Traurigkeit über sich kommen, dunkel und geheimnisvoll, die ihm die Seele erstarren machte; viel besser als vorhin verstand er jetzt, daß sein armer kleiner Bruder nie, nie wieder erscheinen würde; der Kummer, der lange gebraucht hatte, die starke, harte Rinde seines Herzens zu durchbrechen, erfüllte es jetzt bis zum Ueberfließen. Er sah wieder Sylvesters sanftes Gesicht, seine guten Kinderaugen; beim Gedanken, es zu küssen, legte sich plötzlich, unwillkürlich etwas wie ein Schleier zwischen seine Augenlider, — und er wußte sich zuerst nicht zu erklären, was das sei, da er nie in seinem Mannesleben geweint hatte. — Aber die Thränen begannen schwer und schnell über seine Wangen zu rinnen, und dann hob ein Schluchzen seine tiefe Brust.

Er fuhr fort zu fischen, sehr rasch, stumm, ohne Zeit zu verlieren, und die beiden andern, die ihn sahen, hüteten sich, so zu thun, als verständen sie seinen Schmerz, aus Furcht, ihn zu reizen, da sie wußten, wie verschlossen und stolz er war.

. . . Nach seiner Idee war mit dem Tod alles aus . . . Er beteiligte sich wohl aus Ehrfurcht an jenen Gebeten, die man im Familienkreis für die Verstorbenen spricht; aber er glaubte nicht an ein Weiterleben der Seelen.

Unter sich sprachen die Seeleute davon kurz und bestimmt wie von einer allbekannten Sache, was gleichwohl nicht hinderte, daß sie alle eine unbestimmte Gespensterfurcht, eine heimliche Scheu vor den Friedhöfen hatten, ein grenzenloses Vertrauen zu den Heiligen und ihren schützenden Bildern und vor allem eine angeborene Verehrung für die geweihte Erde, welche die Kirchen umgibt.

So fürchtete Yann für sich selbst, von der See verschlungen zu werden, als wäre das eine doppelte Vernichtung, — und der Gedanke, daß Sylvester in jenem fernen Lande dort hinten zu Grunde gegangen war, machte seinen Schmerz noch verzweifelter, düsterer. Unbekümmert um die andern, ließ er seinen Thränen freien Lauf, als ob er allein wäre.

. . . Draußen erhellte sich langsam der leere Raum, obwohl es kaum zwei Uhr war; und gleichzeitig schien er sich

auszudehnen, ins Unermeßliche auszudehnen, in noch schauerlicherer Weise zu vertiefen. Bei dieser Helle, die eine Art von beginnendem Tagesgrauen war, thaten sich die Augen weiter auf, und der wachere Geist erfaßte besser die Unendlichkeit der Fernen; die Grenzen des sichtbaren Raums wichen noch mehr zurück und flohen immer weiter.

Es war ein sehr bleiches Licht, das jedoch zunahm; es schien als käme es stoßweise in kleinen Wellen; die ewigen Dinge schienen durchsichtig zu leuchten, wie wenn Lampen mit weißer Flamme ganz allmählich hinter den unförmlichen grauen Wolken heraufgezogen würden — in aller Stille, mit geheimnisvoller Vorsicht, um die düstere Ruhe des Meeres nicht zu stören.

Unter dem Horizont die große weiße Lampe, das war die Sonne, die sich kraftlos hinschleppte, ehe sie ihre langsame frostige Wanderung über den Wassern fortsetzte, die sie am frühen Morgen begonnen . . .

An diesem Tag sah man nirgends rosige Töne, alles blieb bleich und traurig. Und an Bord der „Marie" weinte einer, der große Yann . . .

Diese Thränen seines rauhen Bruders, und diese größere Melancholie da draußen, das war die Trauerfeier für den armen, kleinen, unbekannten Helden auf jenen Meeren Islands, auf denen er die Hälfte seines Lebens verbracht . . .

Als es völlig Tag wurde, trocknete sich Yann plötzlich die Augen mit dem Aermel seiner Wolljacke und weinte nicht mehr. Es war vorbei. Er schien wieder ganz von der Arbeit des Fischens, von dem einförmigen Lauf der wirklichen, gegenwärtigen Dinge in Anspruch genommen, als dächte er an nichts mehr.

Uebrigens lieferten die Angeln reiche Beute, und die Arme hatten vollauf zu thun.

Rings um die Fischer her, in den ungeheuren Tiefen des Weltalls, ging eine neue Verwandlung vor sich. Die große Entwickelung ins Unendliche, das große Schauspiel des Morgens war zu Ende, und jetzt schienen die Fernen im Gegenteil sich zu vermindern, sich wieder zu schließen. Wie hatte dem Blick nur eben noch das Meer so grenzenlos erscheinen können? Der Horizont war jetzt ganz nahe gerückt, und es schien sogar, als fehlte es an Raum. Die Leere füllte sich mit dünnen wallenden Schleiern, von denen die einen unbestimmter als Dünste waren, während andre fast sichtbare und wie ausgefranste Umrisse aufwiesen. Sie senkten

sich weich hernieder in großer Stille, wie weißer Musselin, der kein Gewicht hat; aber sie fielen gleichzeitig von überall, so daß man sehr schnell unter ihnen gefangen war, und es war bedrückend zu sehen, wie sich die Luft, die man zum Atmen brauchte, mit ihnen anfüllte.

Es war der erste Augustnebel, der sich erhob. In einigen Minuten war das Leichentuch gleichförmig dicht, undurchdringlich; um die „Marie" her unterschied man nichts mehr als eine feuchte Blässe, in der das Licht zerfloß und selbst das Mastwerk des Schiffs sich zu verlieren schien.

„Bumms, da haben wir ihn, den garstigen Nebel!" sagten die Männer.

Sie kannten ihn lange schon, diesen unvermeidlichen Gefährten der zweiten Periode des Fischfangs; er bezeichnete aber auch dessen Ende, die Zeit, wo man den Kurs heimwärts nach der Bretagne nimmt.

In feinen, leuchtenden Tröpfchen hing er sich an ihre Bärte und machte ihre gebräunte Haut glänzen vor Feuchtigkeit. Wenn man von einem Ende des Schiffs zum andern sah, unterschied man nur trübe Schattenbilder; dagegen erschienen die ganz nahen Gegenstände deutlicher in diesem fahlen, weißlichen Licht. Man hütete sich, mit offenem Mund zu atmen; ein Gefühl von Frost und Nässe durchschauerte die Brust.

Gleichzeitig ging der Fischfang immer schneller vor sich, und man sprach nicht mehr, so viel hatte man mit den Leinen zu thun; jeden Augenblick hörte man schwere Fische, wie mit einem Peitschenschlag herausgeschnellt, aufs Deck fallen, wo sie sich dann wütend abzappelten und mit dem Schwanz klatschend gegen die hölzernen Dielen schlugen. Alles war bespritzt mit Seewasser und mit den feinen Silberschuppen, die sie im Kampf von sich schleuderten. Der Mann, der ihnen mit dem großen Messer den Bauch aufschlitzte, schnitt sich dabei in der Hast in die Finger, und sein rotes Blut mischte sich mit der Salzlake.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Sie steckten diesmal zehn Tage hintereinander im dichten Nebel, ohne etwas zu sehen. Der Fischfang blieb fortdauernd gut, und bei so viel Thätigkeit langweilte man sich nicht. Von Zeit zu Zeit, in regelmäßigen Zwischenräumen, blies einer von ihnen in ein Horn, das klang wie das Brüllen eines wilden Tiers.

Zuweilen antwortete von draußen, aus der Tiefe der weißen Nebel, ein andres Brüllen auf den Ruf. Dann wurde man noch wachsamer. Wenn der Ton sich näherte, spitzten sich alle Ohren nach diesem unbekannten Nachbar, den man wahrscheinlich nie zu sehen bekam, und dessen Gegenwart doch eine Gefahr war. Man stellte Vermutungen über ihn an; er wurde zu einer Beschäftigung, einer Gesellschaft, und in dem Verlangen, ihn zu sehen, strengten die Augen sich an, die ungreifbaren weißen Schleier zu durchdringen, die überall in der Luft ausgespannt waren.

Dann entfernte er sich, die Töne seines Horns erstarben in der tauben Ferne, und man befand sich wieder allein in dem Schweigen, inmitten dieser Unendlichkeit von unbeweglichen Dünsten. Alles war mit Wasser durchtränkt, alles triefte von Salz und Lake. Die Kälte wurde durchdringender, die Sonne schleppte sich noch träger unter dem Horizont hin; es gab bereits wirkliche Nächte von ein- oder zweistündiger Dauer, die grau, düster und von eisiger Kälte begleitet hereinbrachen.

Jeden Morgen wurde gelotet aus Furcht, die „Marie" möchte der Insel Island zu nahe gekommen sein. Aber alle Leinen an Bord aneinandergeknüpft, vermochten den Meeresgrund nicht zu erreichen: man war also auf hoher See und in schönem, tiefem Wasser.

Das Leben war gesund und rauh; die schärfere Kälte erhöhte das Wohlbehagen am Abend, den Eindruck einer warmen Herberge, den man in der Kabine von massivem Eichenholz empfing, wenn man zum Nachtessen oder zum Schlafen hinabstieg.

Tagsüber sprachen diese Männer, die in strengerer Klausur lebten als Mönche, wenig miteinander. Jeder blieb, seine Leine in den Händen, Stunden und Stunden lang un-

veränderlich auf dem nämlichen Posten, nur die Arme ununterbrochen mit der Arbeit des Fischens beschäftigt. Sie waren nur zwei oder drei Meter voneinander getrennt, doch zuletzt sahen sie sich nicht mehr.

Diese Nebelstille, diese weiße Dunkelheit schläferten den Geist ein. Bei der Arbeit sang jeder für sich eine heimische Weise mit halber Stimme, um die Fische nicht zu verscheuchen. Die Gedanken kamen langsamer und seltener; sie schienen sich zu dehnen, ihre Dauer zu verlängern, um die Zeit auszufüllen, ohne daß eine Lücke eintrat, wo sie nicht da waren.

Yann hatte sein gewohntes Benehmen sogleich wiedergefunden, als wäre sein großer Kummer nicht von Dauer gewesen: er war umsichtig und munter bei der Arbeit, ungezwungen in seinen Bewegungen wie einer, den keine Sorge drückt; mitteilsam nur zu seinen Stunden — die selten waren — trug er den Kopf noch ebenso hoch mit einer Miene, die gleichgültig und gebieterisch zugleich war.

Des Abends beim Nachtessen, wenn man in dem abgescheuerten Raum, den die Jungfrau aus Steingut beschützte, das große Messer in der Hand und eine gute warme Schüssel vor sich, um den Tisch saß, kam es vor, daß er wie früher über die Späße der andern lachte.

Innerlich vielleicht beschäftigte er sich ein wenig mit Gaud, die Sylvester ihm ohne Zweifel in seinen letzten Gedanken zur Frau bestimmt hatte, — und die jetzt ein armes Mädchen geworden war, das niemand auf der Welt hatte ... Vielleicht auch war es die Trauer um den Bruder, die im Grund seines Herzens noch fortdauerte ...

Aber dieses Herz war eine unentweihte Region, schwer zu lenken, wenig gekannt, in der Dinge vorgingen, von denen keine Kunde nach außen drang.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Eines Morgens gegen drei Uhr, während die Bemannung der „Marie“ ruhig unter ihrer Nebelhülle träumte, vernahm man ein Geräusch, wie von Stimmen, deren Klang fremdartig und unbekannt schien. Die auf Deck waren, sahen

einander an und fragten sich mit den Augen: „Wer hat da gesprochen?“

Nein, niemand; niemand hatte etwas gesagt. Es schien wirklich aus der Leere draußen gekommen zu sein.

Da stürzte sich der, dem das Horn anvertraut war, das er seit dem Vorabend vernachlässigt hatte, darauf und ließ mit vollen Backen den langgezogenen Alarmruf ertönen.

Das allein machte einen schon schaudern in dieser Stille. Und dann, als wäre durch den Hornruf eine Erscheinung heraufbeschworen worden, hatte sich grau in grau etwas Großes, Unvorhergesehenes in nächster Nähe drohend vor ihnen aufgerichtet: Masten, Rahen, Tauwerk, die Umrisse eines Schiffs, das alles erschien mit einem Schlag in der Luft, wie jene Schattenbilder, die ein Lichtstrahl plötzlich auf eine ausgespannte Leinwand zaubert. Und andre Männer erschienen dort, zum Greifen nahe, die sie, über die Schiffswand gebeugt, aus weit aufgerissenen Augen anstarrten mit einem Ausdruck der Ueberraschung und des Schreckens . . .

Sie warfen sich auf Ruderstangen, Reservemaste, Bootshaken — auf alles, was lang und fest war — und stießen sie hinaus, um dieses Ding und diese Besucher, die da ankamen, von sich fern zu halten. Und auch die andern, nicht weniger bestürzt, streckten ihnen ungeheure Stangen entgegen, um sie zurückzustoßen.

Aber man hörte nur ein sehr leichtes Krachen in den Rahen über ihren Köpfen, und das Mastwerk, das sich einen Augenblick verwickelt hatte, löste sich sofort ohne jeden Schaden. Der Stoß, der bei der herrschenden Windstille ohnehin sehr sanft war, hatte seine Kraft völlig verloren; er war sogar so schwach gewesen, daß es wahrhaftig schien, als sei dieses andre Fahrzeug ein körperloses Ding ohne Halt und Gewicht . . .

Nun, da der Schreck vorüber, fingen die Männer zu lachen an; sie erkannten sich gegenseitig.

„Ohe! Ihr von der ‚Marie‘.“

„He! Gaos, Laumec, Guermeur!“

Die Erscheinung war die „Reine-Berthe“, Kapitän Larvoër, gleichfalls von Paimpol; die Matrosen waren aus den Dörfern der Umgegend; der große Schwarzbärtige dort, der beim Lachen seine Zähne zeigte, war Kerjégou, einer aus Ploudaniel, und die andern kamen von Plounès oder von Plounérin.

„Warum blieset ihr denn nicht euer Horn, ihr Bande von Wilden?“ fragte Larvoër von der „Reine-Berthe“.

„Na und ihr, Bande von Piraten und Seeräubern, böses Gift des Meeres?“ ...

„O! wir ... das ist was andres; uns ist es verboten, Lärm zu machen.“ Er lächelte dabei geheimnisvoll, und dann, als hätte er schon zuviel gesagt, schloß er mit einem Scherz: „Unser Horn ist zerplatzt, der da hat zu stark hineingeblasen.“

Dabei deutete er auf einen Matrosen mit einem Tritonengesicht und einem viel zu breiten, fast nur aus Hals und Brust bestehenden Rumpf, der auf niedern Beinen saß und in seiner unförmlichen Wucht etwas Groteskes, Unheimliches hatte.

Und während man sich so anschaute und auf irgend eine Brise oder eine Strömung von unten wartete, die die Schiffe auseinander bringen sollte, knüpfte man ein Gespräch an. Alle sprachen, über Bord gebeugt, sich mit ihren langen Holzstücken wie Belagerte mit ihren Lanzen in gebührender Entfernung haltend, von den Angelegenheiten der Heimat, den letzten Briefen, die sie erhalten hatten, von ihren alten Eltern, ihren Weibern.

„Mir,“ sagte Kerjégou, „zeigt die meinige die Geburt des Jüngsten an, das wir erwarteten, nun wird das Dutzend bald voll sein.“

Ein andrer hatte Zwillinge bekommen, und ein dritter meldete die Heirat der schönen Jeannie Caroff — eines Mädchens, das den Isländern wohlbekannt war — mit einem alten reichen Krüppel aus der Gemeinde von Plourivo.

Sie sahen sich wie durch weiße Gazeschleier hindurch, und es schien, als veränderte das auch den Klang ihrer Stimmen, der etwas Gedämpftes, Entferntes hatte.

Indessen konnte Yann seine Augen nicht von einem der Fischer abwenden, einem kleinen schon ältlichen Mann, von dem er gewiß war, daß er ihn nie irgendwo gesehen, und der trotzdem gleich mit der Miene eines alten Bekannten zu ihm gesagt hatte: „Guten Tag, mein langer Yann!“ Er hatte die abschreckende Häßlichkeit eines Affen und dasselbe boshafte Blinzeln in dem stechenden Blick.

„Mir,“ sagte noch Larvoër von der „Reine-Berthe“, mir hat man den Tod des Enkels der alten Yvonne Moan gemeldet, der seine Zeit in der Marine, wie ihr wißt, beim chinesischen Geschwader abdiente; ewig schade um ihn!“

Wie sie das hörten, wandten sich die andern von der „Marie“ nach Yann um, ob er schon Kenntnis von diesem Unglück habe.

„Ja,“ sagte er mit leiser Stimme, in gleichgültigem, hochmütigem Ton, „es stand im letzten Brief, den mir mein Vater geschickt hat.“

Sie sahen ihn alle an mit der Neugierde, die sein Kummer ihnen einflößte, und das reizte ihn.

Ihre Reden kreuzten sich hastig durch den bleichen Nebel hindurch, während die Minuten ihres wunderlichen Beisammenseins dahinflohen.

„Meine Frau schreibt mir gleichzeitig,“ fuhr Larvoër fort, „daß die Tochter des Herrn Mével die Stadt verlassen habe, um nach Ploubazlanec zu ziehen und die alte Moan, ihre Großtante, zu pflegen; sie hat jetzt angefangen, bei den Leuten im Taglohn zu arbeiten, um ihren Unterhalt zu verdienen. Uebrigens war es immer meine Meinung, daß sie ein braves, mutiges Mädchen sei, trotz ihrer fräuleinhaften Manieren und ihres Putzes.“

Da richteten sich wieder alle Blicke auf Yann, was diesem aufs höchste mißfiel und seine von der Sonne goldbraun gebräunte Haut rot färbte.

Dieses Urteil über Gaud beschloß die Unterhaltung mit den Leuten von der „Reine-Berthe“, die kein lebendes Wesen je wiedersehen sollte. Seit einem Augenblick schon schienen ihre Gesichter verschwommener, denn ihr Schiff war weniger nahe, und plötzlich hatten die von der „Marie“ mit den Enden ihrer langen Holzstücke nichts mehr abzustoßen; all ihre Sparren, Ruderstangen, Maste und Rahen fuhren suchend im Leeren herum und fielen dann hintereinander schwer wie große tote Arme ins Meer zurück. Man zog daher diese nutzlosen Verteidigungsmittel ein: die „Reine-Berthe“ war wieder in den tiefen Nebel getaucht und mit einem Schlag spurlos verschwunden, wie ein Transparentbild erlischt, wenn die Lampe dahinter ausgeblasen wird. Man versuchte noch, sie anzurufen, aber nichts antwortete darauf, — als eine Art mehrstimmiges Geschrei, das wie Spott klang und in einem Stöhnen endigte, bei dem sie sich überrascht ansahen . . .

Diese „Reine-Berthe“ kehrte nicht mit den übrigen Isländern in die Heimat zurück, und da die Leute vom „Samuel-Azénide“ in einem Fjord auf ein Wrack gestoßen waren, über dessen Herkunft kein Zweifel bestehen konnte, so

erwartete man sie nicht mehr; schon im Monat Oktober wurden die Namen ihrer sämtlichen Mannschaften in der Kirche auf schwarze Tafeln eingeschrieben.

Nun war seit jener letzten Erscheinung, deren Datum die Leute von der „Marie“ sich wohl gemerkt hatten, bis zur Zeit der Rückkehr aus dem Isländischen Meer kein gefährliches Unwetter gewesen, während im Gegenteil drei Wochen früher ein Windstoß von Westen mehrere Matrosen und zwei Schiffe dahingerafft hatte. Da erinnerte man sich des Lächelns von Larvoër, und indem man das alles zusammenhielt, ergaben sich viele Vermutungen; Yann sah des Nachts mehr als einmal jenen Seemann wieder mit dem Affenblinzeln, und einige von der „Marie“ fragten sich ängstlich, ob sie an jenem Morgen nicht am Ende mit Verstorbenen geplaudert hätten.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Sommer schritt vor, und Ende August mit den ersten Morgennebeln sah man die Isländer zurückkehren.

Seit zwei Monaten schon wohnten die beiden Verlassenen beisammen in der Hütte der Moan; Gaud hatte die Stelle einer Tochter in diesem armseligen Nest von toten Seeleuten eingenommen. Sie hatte alles, was man ihr nach dem Verkauf des väterlichen Hauses gelassen, hierher gebracht: ihr schönes Stadtbett und ihre schönen Kleider von verschiedenen Farben. Ihr neues einfacheres, schwarzes Kleid hatte sie selbst gemacht, und sie trug, wie die alte Yvonne, eine Trauerhaube von dichtem Musselin, nur mit Falten verziert. Alle Tage besorgte sie Näharbeiten bei den reichen Leuten in Paimpol und kam bei Nacht heim, ohne unterwegs durch irgend einen Liebhaber zerstreut zu werden, denn sie war etwas hochmütig geblieben und genoß noch den Respekt eines Fräuleins; wenn sie ihr guten Abend sagten, legten die Burschen wie früher die Hand an den Hut.

An den schönen Sommerabenden ging sie in der Dämmerung den Weg der Küste entlang und atmete die kühle, erfrischende Seeluft ein. Die Näharbeit hatte sie noch nicht zu verunstalten vermocht — wie andre, die

immer über ihre Arbeit gebückt leben —, und im Anblick der See richtete sich die schöne, schlanke Gestalt, die ein Erbstück ihrer Rasse war, auf; im Anblick der See, auf der Yann war . . .

Derselbe Weg führte auch zu ihm. Verfolgte man ihn noch etwas weiter, jener steinigeren, dem Wind mehr ausgesetzten Gegend zu, so gelangte man zu dem Weiler von Pors-Even, wo die Bäume mit grauem Moos bedeckt ganz klein zwischen den Felsen hervorwachsen und sich vor den Windstößen aus Westen zu Boden ducken. Sie würde zweifellos nie wieder nach diesem Pors-Even gehen, obwohl es kaum eine Meile dahin war; aber einmal in ihrem Leben war sie hingegangen, und das hatte genügt, einen Zauber zu hinterlassen, der ihr den ganzen Weg verschönte; Yann hingegen mußte oft hier vorübergehen, und von ihrer Thür aus würde sie sein Kommen und Gehen auf der flachen Heide zwischen den kurzen Ginstersträuchern verfolgen können. Deshalb liebte sie diese ganze Gegend von Ploubazlanec; sie war fast glücklich, daß das Schicksal sie hierher verschlagen hatte: an keinem andern Ort des Landes hätte sie das Leben erträglich gefunden.

Um diese Jahreszeit, Ende August, schickt der Süden etwas von der erschlaffenden Luft der heißen Länder zum Norden empor; es gibt leuchtende Abende, Reflexe jener großen, fremden Sonne, die sich bis aufs bretonische Meer verirren. Sehr oft ist die Luft klar und ruhig, nirgends eine Wolke zu sehen.

In den Stunden, wo Gaud den Heimweg antrat, flossen die Dinge schon dunkel ineinander und fingen an, sich zu Silhouetten zu gruppieren. Hier und dort erhob sich ein Ginsterstrauch auf der Höhe zwischen zwei Steinen, wie ein zerzauster Federbusch; eine Gruppe knorriger Bäume bildete eine dunkle Masse in einer Vertiefung und irgend ein Weiler ragte mit seinen Strohdächern als kleiner, buckliger Ausschnitt über die Heide empor. An den Kreuzwegen breiteten die alten Christusbilder ihre schwarzen Arme aus wie wirkliche gekreuzigte Menschen, und in der Ferne hob sich die Manche wie ein großer gelber Spiegel hell vom dunkeln Himmel ab. In diesem Land war sogar das ruhige, schöne Wetter melancholisch; es schwebte trotz alledem ein Rest von Unruhe über den Dingen, eine Bangigkeit, die von der See herkam, der so viele Leben anvertraut, und deren ewige Drohung nur eingeschlummert war.

Gaud, die im Gehen träumte, fand den Heimweg nie lang genug in der frischen Luft, die vom Salzhauch der See und dem süßen Duft gewisser Blumen geschwängert war, die zwischen dürrem Gedörn auf der Felsküste wachsen. Ohne die Großmutter Yvonne, die sie zu Hause erwartete, hätte sie sich am liebsten auf diesen Ginsterpfaden verspätet nach Art jener schönen Fräulein, die an Sommerabenden im Park träumen.

Wenn sie durch dieses Land hinschritt, kamen ihr wohl auch einige Erinnerungen aus ihrer frühen Kindheit; aber wie verwischt waren diese jetzt, wie ferngerückt und verkleinert durch ihre Liebe! Trotz allem wollte sie diesen Yann als eine Art Bräutigam ansehen, — einen fliehenden, spröden, scheuen Bräutigam, den sie nie besitzen, aber dem sie im Geist beharrlich treu bleiben würde, ohne es mehr einem Menschen anzuvertrauen. Für den Augenblick war es ihr angenehm, ihn in Island zu wissen; dort hielt ihn ihr wenigstens das Meer unter sicherem Verschluß, und er konnte sich keiner andern schenken ....

Freilich würde er an einem dieser Tage zurückkommen, aber auch dieser Rückkehr sah sie mit mehr Ruhe als sonst entgegen. Instinktmäßig fühlte sie, daß ihre Armut kein Grund für ihn sein könne, sie noch mehr zu verschmähen, — denn er war kein Bursch wie die andern. — Und dann war der Tod des kleinen Sylvester etwas, das sie einander entschieden näher brachte. Bei seiner Ankunft würde er nicht umhin können, unter ihrem Dach vorzusprechen, um die Großmutter seines Freundes zu besuchen, und sie hatte beschlossen, bei diesem Besuch zugegen zu sein; es schien ihr dies nicht gegen ihre Würde zu verstoßen. Ohne Befangenheit würde sie mit ihm sprechen, wie mit jemand, den man seit lange kennt; sie würde sogar herzlich mit ihm sprechen wie mit einem Bruder Sylvesters und dabei versuchen, ihr unbefangenes Aussehen zu bewahren. Und wer weiß? Es wäre vielleicht nicht unmöglich, bei ihm die Stelle einer Schwester einzunehmen, jetzt, wo sie so allein stand in der Welt; sich auf seine Freundschaft zu verlassen, sie von ihm zu erbitten als eine Stütze, und ihm dies so klar auseinanderzusetzen, daß er an keinen Hintergedanken einer Heirat mehr glaubte.

Was würde er empfinden, wenn er sie hier wiederfand, arm, in dieser Hütte, die fast einer Ruine glich? ... Sehr arm, o ja, denn die Großmutter Moan, die nicht mehr kräftig genug war, als Wäscherin auf Taglohn auszugehen,

hatte nichts mehr als ihre Witwenpension; freilich aß sie jetzt recht wenig, und alle beide konnten sie leben, ohne jemand um etwas zu bitten ...

Die Nacht war immer hereingebrochen, wenn sie nach Hause kam; bevor man eintrat, mußte man auf abgenutzten Felsen etwas hinabsteigen, denn die Hütte lag tiefer als der Weg von Ploubazlanec, auf der Seite, wo das Terrain nach dem Strand abfällt. Sie war fast versteckt unter ihrem dicken, braunen Strohdach, das mit seinen Buckeln und Senkungen dem Rücken irgend eines ungeheuren rauhborstigen Tieres glich. Ihre Mauern hatten die dunkle Farbe und die Rauheit der Felsen, Moos und Löffelkraut bildeten kleine grüne Büschel darauf. Man stieg die drei ausgetretenen Stufen zur Schwelle empor und öffnete den inneren Thürriegel mittels eines Stückes Schiffstau, das aus einem Loch heraushing. Beim Eintritt sah man sich gegenüber zuerst die Luke, die wie in eine Festungsmauer eingeschnitten war und aufs Meer ging, von dem ein letzter gelblichblasser Schimmer hereindrang. In dem großen Kamin loderten wohlriechende Tannen- und Buchenreiser, die die alte Yvonne bei ihren Wanderungen an den Wegen auflas; die Alte selbst saß da und überwachte ihr kleines Nachtessen. Unter dem Kopftuch, das sie, um ihre Hauben zu schonen, zu Hause trug, zeichnete sich ihr noch hübsches Profil von der roten Glut des Feuers ab. Sie erhob zu Gaud die einst braunen Augen, die jetzt, verblichen und ins Bläuliche spielend, vom Alter getrübt waren, und sagte jedesmal dasselbe: „Ach, mein Gott, wie spät du heimkommst heute abend, mein gutes Kind ...“

„Gewiß nicht, Großmutter,“ erwiderte Gaud, die daran gewöhnt war, sanft. „Es ist dieselbe Zeit wie sonst.“

„Ach! ... mir kam's so vor, mein Kind, mir kam's vor, als ob es später sei als gewöhnlich.“

Sie speisten zu Nacht auf einem Tisch, der fast bis zur Unförmlichkeit abgenützt, aber noch dick wie ein Eichklotz war, und das Heimchen versäumte nie, ihnen mit seiner kleinen silbernen Stimme etwas vorzumusizieren.

Eine Seite der Hütte nahm ein plump geschnitztes, schon ganz wurmstichiges Holzgetäfel ein; wenn es sich aufthat, gelangte man zu fachartigen Gestellen, wo mehrere Generationen von Fischern ihr Leben empfangen und geschlafen hatten, wo die alten Mütter gestorben waren.

An den schwarzen Deckenbalken des Daches hingen sehr

alte Hausgeräte, Kräuterbündel, Holzlöffel, geräucherter Speck; auch alte Netze, die dort seit dem Schiffbruch der letzten Moan schlummerten und deren Maschen nachts die Ratten zernagten.

Gauds Bett, das in einem Winkel aufgeschlagen war, machte mit seinen weißen Musselinvorhängen den Eindruck einer eleganten und frischen Sache, die man in einer Keltenhütte untergebracht hat.

An der Granitmauer hing eine Photographie, Sylvester als Matrose darstellend, in einem Rahmen. Seine Großmutter hatte die Verdienstmedaille daran geheftet nebst einem Paar Anker von rotem Tuch, wie sie die Matrosen auf dem rechten Aermel tragen und die von ihm kamen; Gaud hatte ihm in Paimpol auch einen jener Trauerkränze von schwarzen und weißen Perlen gekauft, mit denen man in der Bretagne die Bilder der Verstorbenen schmückt. Das war hier sein kleines Mausoleum, alles was er hatte, um sein Andenken in seiner bretonischen Heimat heilig zu erhalten . . .

An den Sommerabenden blieben sie, um Licht zu sparen, nicht lange auf; wenn das Wetter schön war, setzten sie sich einen Augenblick auf die Steinbank vor dem Hause und sahen sich die Leute an, die auf dem Weg etwas über ihren Köpfen vorbeigingen. Dann legte sich die alte Yvonne in ihr Schrankfach und Gaud in ihr Fräuleinbett; dort schlief sie, da sie viel gearbeitet hatte und viel gegangen war, ziemlich rasch ein und dachte an die Heimkehr der Isländer, als ein vernünftiges, entschlossenes Mädchen, ohne zu große Erregung . . .

Dreißigstes Kapitel.

Eines Tages aber, da sie in Paimpol hörte, die „Marie“ sei eingelaufen, fühlte sie eine Art Fieber über sich kommen. Alle Ruhe der Erwartung hatte sie verlassen; nachdem sie ihre Arbeit hastig beendet hatte, ohne zu wissen warum, machte sie sich früher als gewöhnlich auf den Heimweg, — und unterwegs, da sie sich eilte, erkannte sie ihn von ferne, wie er auf sie zukam.

Ihre Kniee zitterten, und sie fühlte, wie sie nachgaben. Er war schon ganz nahe, kaum zwanzig Schritte von ihr hob sich seine prächtige Gestalt ab mit dem gelockten Haar unter der Fischermütze. Sie war so überrascht von dieser Begegnung, daß sie wirklich Angst hatte, sie könnte schwanken, und er würde es merken; darüber wäre sie jetzt vor Scham gestorben ... Und dann glaubte sie, ihr Haar sei nicht in Ordnung; von der Arbeit, mit der sie sich zu sehr geeilt, möchte sie ermüdet aussehen; sie würde, ich weiß nicht was dafür gegeben haben, wenn sie sich hätte in den Ginsterbüschen verstecken oder in irgend einem Mauerloch verschwinden können. Uebrigens hatte auch er eine Bewegung nach rückwärts gemacht, als wollte er einen andern Weg einschlagen. Aber es war zu spät: sie kreuzten sich auf dem schmalen Pfad.

Er trat, um sie nicht zu streifen, dicht an die Böschung wie ein erschrecktes Pferd, das zur Seite springt, und sah sie verstohlen und scheu an.

Auch sie hatte eine halbe Sekunde lang die Augen erhoben, und der Blick, den sie ihm zusandte, hatte gegen ihren Willen etwas Bittendes, Aengstliches. Und in diesem unfreiwilligen Kreuzen ihrer Blicke, das schneller war als ein Schuß, schienen sich ihre flachsgrauen Augensterne zu erweitern, und, von irgend einem großen Gedanken durchleuchtet, ein wirkliches bläuliches Licht auszustrahlen, während ihr Gesicht ganz rosig geworden war bis zu den Schläfen hinauf, bis unter die blonden Haarflechten.

Er hatte an seine Mütze gelangt und gesagt: „Guten Tag, Fräulein Gaud!“

„Guten Tag, Herr Yann,“ hatte sie geantwortet.

Und das war alles; er war vorübergegangen. Sie setzte ihren Weg fort, anfangs noch zitternd; aber nach und nach, je weiter er sich entfernte, fühlte sie, wie ihr Blut wieder seinen gewohnten Lauf nahm und ihre Kraft zurückkehrte ...

Zu Hause traf sie die alte Moan in einer Ecke sitzend, den Kopf in den Händen, wie ein kleines Kind ihr Hi-hi-hi! wimmernd; sie war ganz zerzaust, und ihr Haarzopf fiel aus dem Kopftuch wie ein graues hänfenes Strickchen herab.

„Ach, meine gute Gaud, — ich bin dem Sohn Gaos begegnet bei Plouherzel, wie ich vom Holzlesen zurückkam; — da kannst du dir wohl denken, daß wir von meinem armen Kleinen gesprochen haben. Sie sind heute mittag von Island zurückgekommen, und er wollte mir einen Besuch machen,

während ich draußen war. Armer Junge, er hatte auch Thränen in den Augen ... Bis zu meiner Thüre hat er mich zurückbegleiten wollen, meine gute Gaud, um mir mein kleines Reisigbündel zu tragen ..."

Gaud hörte das stehend an, und ihr Herz schnürte sich bei den Worten zusammen: Also dieser Besuch Yanns, auf den sie so fest gerechnet hatte, um ihm so viel zu sagen, war schon gemacht, und er würde sich wahrscheinlich nicht mehr wiederholen; es war vorbei ...

Da kam ihr die Hütte trostloser, das Elend härter, die Welt leerer vor, — sie ließ den Kopf hängen und wäre am liebsten gestorben.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Winter kam allmählich und breitete sich aus wie ein Leichentuch, das man ganz langsam niederfallen läßt. Die grauen Tage folgten einander, aber Yann erschien nicht wieder, — und die zwei Frauen lebten recht verlassen.

Mit der Kälte wurde ihr Leben kostspieliger und härter. Und dann wurde es auch schwierig, die alte Yvonne zu pflegen. Ihr armer Kopf nahm ab; sie erzürnte sich jetzt, gebrauchte boshafte Ausdrücke und Schimpfworte; ein- oder zweimal in der Woche kam das über sie, wie über die Kinder, wegen gar nichts.

Sie fing auch an zu singen, und das war noch schlimmer anzuhören, als ihre Zornesausbrüche; wie's ihr gerade in den Kopf kam, war es bald ein „Oremus" aus der Messe, bald ein schlüpfriges Schelmenliedchen, das sie einst im Hafen von den Matrosen hatte singen hören. Es passierte ihr, daß sie die „Mägdlein von Paimpol" anstimmte, oder, den Kopf wiegend und mit dem Fuß den Takt schlagend, sang:

„Mein Gatte, der ist fort,
Nach Island zum Fischfang zog der Gatte mein fort.
Ließ mich hier zurück ohne Sou ...
Aber ... trala, trala la lu ...
Ich verdien', was ich brauche,
Und mehr noch dazu! ..."

Jedesmal brach sie kurz ab, während ihre Augen gleichzeitig weit geöffnet ins Leere starrten und jeden Ausdruck

von Leben verloren, — wie Flammen, die vor dem Erlöschen plötzlich noch einmal hoch aufflackern. Und nachher senkte sie den Kopf und blieb lange zusammengesunken mit herabhängendem Unterkiefer, wie die Toten.

Sie war auch nicht mehr ganz reinlich, und das war eine neue Prüfung für Gaud, auf die sie nicht gerechnet hatte.

Eines Tages passierte ihr's, daß sie sich ihres Enkels nicht mehr erinnerte.

„Sylvester? Sylvester? . . .“ sagte sie zu Gaud mit einer Miene, als besinne sie sich, wer das wohl sein könnte; „ja sieh mal, meine Gute, ich habe so viele gehabt, verstehst du, als ich jung war, Buben, Mädchen, Mädchen und Buben, daß ich in diesem Augenblick, meiner Treu! . . .

Und wie sie das sagte, warf sie ihre armen runzligen Hände in die Luft mit einer Gebärde fast leichtfertiger Sorglosigkeit . . .

Am nächsten Tag aber erinnerte sie sich seiner wohl, erzählte tausend Kleinigkeiten von ihm, was er gethan oder gesagt hatte, und beweinte ihn den ganzen Tag.

O diese Winterabende, wenn es an Reisig fehlte, um Feuer zu machen! Arbeiten, wenn man friert, arbeiten, um sein Brot zu verdienen, und vor Schlafengehen die jeden Abend von Paimpol mitgebrachte Arbeit vollenden!

Die Großmutter Yvonne blieb ruhig am Kamin sitzen, die Füße an der letzten Kohlenglut wärmend, die Hände unter der Schürze zusammengefaltet. Aber zu Beginn des Abends mußte man sich immer mit ihr unterhalten.

„Du sagst mir nichts, meine gute Tochter, warum denn? Zu meiner Zeit habe ich doch Mädchen von deinem Alter gekannt, die zu plaudern wußten. Mir scheint, wir säßen alle beide nicht so traurig da, wenn du ein wenig sprechen wolltest.“

Dann erzählte Gaud irgend welche Neuigkeiten, die sie in der Stadt erfahren hatte, oder nannte die Leute, denen sie unterwegs begegnet, und sprach von Dingen, die ihr selbst sehr gleichgültig waren, wie jetzt überhaupt alles auf der Welt; dann, wenn sie sah, daß die arme Alte eingeschlafen war, hielt sie mitten in ihren Geschichten inne.

Der Seewind, der von allen Seiten hereinblies, bewegte die Flamme ihrer Lampe, und das Geräusch der Wogen klang hier wie in einem Schiff; in ihr Rauschen mischte sich ihr die stets gegenwärtige und schmerzliche Erinnerung an Yann, dessen Lebensgebiet sie waren; in den großen Schreckens-

nächten, wo draußen im Finstern alles entfesselt durcheinander heulte, dachte sie mit um so größerer Angst an ihn.

Und dann allein, immer allein mit dieser Großmutter, die schlief, fürchtete sie sich zuweilen und blickte in die dunkeln Ecken in Gedanken an die Seeleute, ihre Vorfahren, die in diesen Schrankfächern geschlafen hatten, die in solchen Nächten auf der hohen See untergegangen waren, und deren Seelen wiederkehren konnten; sie fühlte sich nicht beschützt vor dem Besuch jener Toten durch diese alte Frau, die fast schon zu ihnen gehörte ...

Plötzlich erbebte sie von Kopf bis zu den Füßen, wenn sie aus der Kaminecke ein fadendünnes zerbrochenes Stimmchen vernahm, das klang, als ob es unter der Erde erstickt wäre. In einem leichtfertigen Ton, der die Seele erstarren machte, sang diese Stimme:

„Nach Island zum Fischfang zog der Gatte mein fort,
Ließ mich hier zurück ohne Sou,
Aber ... trala, trala la lu ...“

Und da empfand Gaud jene besondere Art von Schrecken, die die Gesellschaft der Wahnsinnigen einflößt.

Der Regen fiel, fiel mit dem ununterbrochenen Geplätscher eines Springbrunnens; man hörte ihn fast ohne Aufschub draußen an den Mauern herabrinnen. In dem alten Moosdach bildeten sich Rinnsale, die mit unermüdlicher Eintönigkeit ihr trübseliges Geräusch ertönen ließen; sie weichten stellenweise den Boden der Wohnung auf, der aus Felsen und festgestampfter Erde mit Kieseln und Muscheln bestand.

Man fühlte das Wasser überall um sich her, es hüllte einen ein mit seinen kalten Massen: ein gequältes, peitschendes, in der Luft zerstäubendes Wasser, das die Dunkelheit noch dichter machte und die zerstreuten Hütten der Gemeinde von Ploubazlanec noch mehr voneinander abschied.

Die Sonntagabende waren für Gaud die schlimmsten, weil es da anderwärts verhältnismäßig lustig zuging: es waren gewissermaßen Festabende, selbst in jenen kleinen verlorenen Küstenweilern; es gab immer hier oder dort eine verschlossene, vom schwarzen Regen gepeitschte Hütte, aus der schwerfällige Lieder klangen. Im Innern waren Tische für die Trinker aneinander gereiht, Seeleute trockneten sich am rauchigen Feuer, die Alten begnügten sich mit Branntwein, die Jungen thaten den Mädchen schön, alle ließen sich gehen

bis zur Betrunkenheit und sangen, um sich zu betäuben. Und nicht weit von ihnen war das Meer, morgen vielleicht ihr Grab, das auch mitsang und die Nacht mit seiner ungeheuren Stimme erfüllte . . .

An gewissen Sonntagen gingen Banden junger Leute, die aus den Schenken oder von Paimpol zurückkamen, auf dem Weg nahe bei der Thür der Moan vorüber; das waren diejenigen, welche am äußersten Ende des Lands, gegen Pors-Even hin wohnten. Sie gingen spät vorüber, unbekümmert, ob sie naß wurden, denn sie waren an Wind und Regen gewöhnt. Gaud horchte auf ihr Singen und Schreien, das schnell genug vom Lärm des Sturmes und der Brandung übertönt wurde; sie suchte die Stimme Yanns herauszufinden und zitterte, wenn sie sie erkannt zu haben glaubte.

Daß er nicht wiedergekommen, nach ihnen zu sehen, das war schlecht von diesem Yann; und ein lustiges Leben zu führen, so kurz nach Sylvesters Tod, — all das sah ihm nicht gleich. Nein, sie verstand ihn entschieden nicht mehr, — und trotz alledem konnte sie sich nicht von ihm losmachen, noch glauben, daß er herzlos sei.

In Wahrheit führte er seit seiner Rückkehr ein recht unordentliches Leben.

Erst kam der übliche Oktoberausflug in den Golf von Gascogne, — und das ist für die Isländer immer eine Zeit des Vergnügens, in dem Moment, wo sie ein bißchen Geld im Beutel haben, das sie sorglos ausgeben können.

Man war wie alle Jahre nach den Inseln gefahren, um Salz zu holen, und er hatte sich in Saint-Martin-de-Ré aufs neue in ein gewisses braunes Mädchen verliebt, das schon im vorigen Herbst sein Schatz gewesen.

Dann war die „Marie“ bis nach Bordeaux hinuntergesegelt, wo er in einem großen, ganz vergoldeten Kaffeehaus die schöne Sängerin mit der Uhr wiedergefunden und sich während acht weiterer Tage gemütlich von ihr hatte anbeten lassen.

Im Monat November nach der Bretagne zurückgekehrt, hatte er mehrere Hochzeiten seiner Bekannten als Brautführer mitgemacht, immer in seinen schönen Festkleidern und oft betrunken nach Mitternacht, wenn der Tanz zu Ende ging. Jede Woche brachte ihm irgend ein neues Abenteuer, das die Mädchen eilends mit Uebertreibung Gaud zutrugen.

Drei- oder viermal hatte sie ihn von weitem auf sich zukommen sehen auf dem Weg von Ploubazlanec, aber immer

zeitig genug, um ihm auszuweichen; auch er nahm übrigens in solchen Fällen seinen Weg quer über die Heide. Wie durch ein stummes Uebereinkommen flohen sie sich jetzt.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

In Paimpol lebt eine dicke Frau, Madame Tressoleur genannt; in einer der zum Hafen führenden Straßen hält sie eine Schenke, die bei den Isländern berühmt ist, wo Kapitäne und Reeder einkehren, um Matrosen zu werben und beim Trinken unter den Kräftigsten ihre Auswahl zu treffen.

Vor Zeiten schön und galant mit den Fischern, hat sie nun einen Schnurrbart, ist breit gebaut wie ein Mann und führt ein schneidiges Mundwerk. Unter der großen weißen Nonnenhaube hat sie das Aussehen einer Marketenderin, und doch ist ihr ein Zug ins Religiöse geblieben, der sich nicht verwischen läßt, weil sie Bretonin ist. In ihrem Kopf sind sämtliche Seeleute der Gegend wie in einem Register eingeschrieben; sie kennt die Guten und die Schlechten, weiß aufs genaueste, was sie verdienen und was sie wert sind.

Eines Tages arbeitete Gaud, die bestellt war, ein Kleid zu machen, dort in einem Zimmer hinter der Schenkstube . . .

Zu dieser Frau Tressoleur gelangt man durch eine Thür mit massiven Granitpfeilern, die, nach alter Mode zurückspringend, unter dem ersten Stockwerk des Hauses gelegen ist; wenn man sie öffnet, lauert fast immer irgend ein Windstoß in der Straße, der sie erfaßt und die Ankömmlinge jäh, wie von der Brandung hereingeschleudert, über die Schwelle jagt. Die Stube ist niedrig und tief, mit weißem Kalk getüncht und mit Bildern in vergoldeten Rahmen geschmückt, auf denen man Schiffe und Schiffbrüche sieht. In einem Winkel steht eine heilige Jungfrau aus Steingut auf einer Konsole zwischen künstlichen Blumensträußen.

Diese alten Mauern haben manch kräftigen Matrosensang erschallen gehört, manch schwerfällige und wilde Lustbarkeit sich entfalten sehen, und manches Menschenleben ist hier an diesen Eichentischen verpfändet und verspielt worden.

Gaud lauschte, während sie an jenem Kleid weiter nähte, auf ein Gespräch über isländische Angelegenheiten, das hinter der Wand zwischen Madame Tressoleur und zwei pensionierten Seeleuten geführt wurde. Sie sprachen über ein gewisses schönes, ganz neues Schiff, das man eben im Hafen auftakelte: nimmermehr würde sie klar sein, diese „Leopoldine", um die nächste Campagne mitzumachen.

„Ei, freilich," entgegnete die Wirtin, „ganz sicher wird sie klar sein! — Wenn ich euch sage, daß sie gestern ihre Mannschaft aufgenommen hat: alle die von der alten „Marie", die auf den Abbruch verkauft wird; fünf junge Leute sind gekommen, sich hier, vor mir anwerben zu lassen, — an diesem Tisch haben sie unterschrieben, mit meiner Feder, — na also! — Und schöne Leute, das schwör' ich euch: Laumec, Tugdual, Yvon Duff, der Sohn Keraez aus Tréguier — und der große Yann Gaos von Pors-Even, der wohl ihrer dreie wert ist!"

Die „Leopoldine"! Der Name dieses Schiffs, das Yann entführen sollte, hatte sich, kaum gehört, mit einem Schlag in Gauds Gedächtnis geprägt, als hätte man ihn dort eingemeißelt, um ihn unverwischbarer zu machen.

Am Abend, als sie, nach Ploubazlanec zurückgekehrt, ihre Arbeit fertig machte, kam ihr immer wieder dieses Wort in den Kopf, dessen bloßer Klang den Eindruck von etwas Traurigem auf sie machte. Personen- und Schiffsnamen haben ihre eigene Physiognomie, fast ihre eigene Bedeutung. Und dieses neue, ungewohnte Wort: „Leopoldine" verfolgte sie mit einer Beharrlichkeit, die nicht natürlich war, wurde ihr zu einer Art düsterem Omen. Nein, sie hatte erwartet, Yann wieder auf der „Marie" fortziehen zu sehen, die sie füher einmal besucht hatte, die sie kannte, und deren gefahrvolle Fahrten die heilige Jungfrau während langer Jahre beschützt hatte; und nun steigerte dieser Wechsel, diese „Leopoldine", ihre Angst.

Aber bald kam sie dahin, sich zu sagen, daß sie das doch nichts anging, daß nichts, was ihn betraf, sie je wieder berühren dürfe. Und in der That, was machte es ihr, ob er hier oder anderswo, auf diesem oder jenem Fahrzeug, ob er auf der Fahrt oder in der Heimat war? . . . Würde sie sich mehr oder weniger unglücklich fühlen, weil er in Island war, wenn der wiederkehrende Sommer mit lauem Hauch über die verödeten Hütten, über die einsamen, besorgten Frauen hinstrich; — oder wenn ein neuer Herbst anbrach,

der die Fischer wieder einmal zurückbrachte? ... All das war für sie gleichgültig, es war immer dasselbe, gleich freude- und hoffnungslos. Es gab keinerlei Band mehr zwischen ihnen beiden, keinen Annäherungsgrund, da er selbst den armen kleinen Sylvester vergaß; — sie mußte also einsehen, daß es mit diesem einzigen Traum, diesem einzigen Wunsch ihres Lebens für immer vorbei sei; sie mußte sich von Yann losmachen, von allem, was auf sein Dasein Bezug hatte, selbst von dem Namen Island, der um seinetwillen noch einen so schmerzlichen, zauberhaften Klang für sie hatte; sie mußte alle diese Gedanken völlig verscheuchen, mit allem aufräumen und sich sagen, daß es aus sei, aus für immer ...

Mit Sanftmut betrachtete sie die alte eingeschlummerte Frau, die ihrer noch bedurfte, aber deren Tod nicht mehr lang auf sich warten lassen dürfte. Und dann, wozu leben, wozu arbeiten, wozu? ...

Der Westwind hatte sich draußen wieder erhoben; die Dachrinnen hatten über seinem lauten fernen Stöhnen ihr leichtes Puppenschellengeräusch wieder begonnen. Und auch Gauds Thränen fingen wieder zu fließen an, Thränen einer Verwaisten, Verlassenen, die ihr mit einem leichten bitteren Geschmack über die Lippen rollten und still auf die Arbeit niederrannen wie jene Sommerregen, die bei ruhigem Wind plötzlich in hastigen, schweren Tropfen aus übervollen Wolken niederfallen. Da, als sie nicht mehr sah, gebrochen und von einem Schwindel erfaßt vor der Oede ihres Lebens, faltete sie die weitläufige Taille der Frau Tressoleur zusammen und versuchte, sich niederzulegen.

In ihrem armen schönen Fräuleinbett schauderte sie, wie sie sich ausstreckte: es wurde mit jedem Tag feuchter und frostiger — wie alles in dieser Hütte. Da sie indessen sehr jung war, so wurde sie, während ihre Thränen ruhig weiter flossen, schließlich doch warm und schlief ein.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Düstere Wochen waren noch vorübergegangen, und man war schon in den ersten Tagen des Februar, als sich das Wetter aufhellte und schön ward.

Yann kam vom Reeder, der ihm seinen Anteil am Fischfang des letzten Sommers ausbezahlt hatte: fünfzehnhundert Franken, die er heimtrug, um sie, wie es in der Familie Brauch war, seiner Mutter zu bringen. Das Jahr war gut gewesen, und er war zufrieden mit seinem Teil.

In der Nähe von Ploubazlanec sah er einen Auflauf am Wegrand: eine Alte, die mit ihrem Stock fuchtelte, und um sie her eine Schar von Gassenjungen, die lachten ... Die Großmutter Moan! ... Die gute Großmutter, die Sylvester angebetet hatte, ganz heruntergekommen und zerlumpt, zu einer jener schwachsinnigen Bettlerinnen geworden, um die sich die Leute auf den Wegen zusammenrotten! ... Das that ihm furchtbar weh.

Die Jungen von Ploubazlanec hatten ihr ihre Katze totgeschlagen, und sie drohte ihnen in großer Wut und Verzweiflung mit dem Stock.

„Ach, wenn er da wäre, er, mein armer Junge, da hättet ihr's nicht gewagt, sicherlich nicht, ihr garstigen Schlingel! ...“

Sie war hingefallen, so schien es, als sie hinter ihnen dreinlief, um sie zu schlagen; ihre Haube saß schief, ihr Rock war voll Schmutz, und sie sagten auch noch, sie sei betrunken.

Yann wußte, daß das nicht wahr, daß sie eine ehrwürdige Alte sei, die stets nur Wasser trank.

„Schämt ihr euch nicht?“ rief er gleichfalls sehr zornig den Jungen zu mit einer Stimme und einem Ton, die Eindruck machten. Und im Handumdrehen liefen die Jungen insgesamt verdutzt und verwirrt davon vor dem großen Gaos.

Gaud, die gerade mit ihrer Arbeit für den Abend von Paimpol zurückkam, hatte die Scene von weitem bemerkt und ihre Großmutter in dem Haufen erkannt. Erschreckt kam sie herbeigelaufen, um zu erfahren, was da los sei, was man ihr gethan haben mochte, — und als sie die tote Katze sah, begriff sie alles.

Sie erhob ihre klaren Augen zu Yann, der die seinen nicht abwandte; diesmal dachten sie nicht mehr daran, sich zu fliehen, und wurden nur sehr rot alle beide, er ebenso schnell wie sie, es war dieselbe Blutwelle, die ihnen in die Wangen stieg. Sie betrachteten sich etwas verwirrt, einander so nahe zu sein, aber ohne Haß, fast mit Sanftmut, verbunden in einem gemeinsamen Gefühl des Mitleids, dem gemeinsamen Wunsch, zu helfen.

Lange schon hatte die Schuljugend einen Haß auf den armen verendeten Kater geworfen, weil er ein schwarzes

Gesicht hatte und wie ein Teufel aussah; aber er war ein sehr gutes Tier, und wenn man ihn in der Nähe betrachtete, fand man im Gegenteil, daß er ein sanftes und friedliches Aussehen hatte. Sie hatten ihn mit Kieselsteinen getötet, und ein Auge hing ihm heraus. Die arme Alte ging, immer noch Drohungen vor sich hinmurmelnd, ganz erschüttert, ganz unsicher weiter und trug den toten Kater, wie ein Kaninchen, am Schwanz mit sich fort.

„Ah, mein armer Junge, mein armer Junge ... wenn er noch auf der Welt wäre, hätte man mir das nicht anzuthun gewagt, nein, sicher nicht! ...“

Sie hatte etwas wie Thränen vergossen, das durch ihre Runzeln lief, und ihre Hände mit den dicken blauen Adern zitterten.

Gaud hatte ihr die Haube zurecht gerückt und suchte sie mit sanften, kindlichen Worten zu trösten. Und Yann war entrüstet: war es möglich, daß Kinder so böse sein konnten, einer armen alten Frau so etwas anzuthun! Auch ihm kamen fast die Thränen. — Nicht um den Kater, selbstverständlich; aber es schnitt ihm ins Herz, so hinter dieser kindisch gewordenen Großmutter dreinzulaufen, die ihre arme Katze am Schwanz forttrug. Er dachte an Sylvester, der sie so sehr geliebt hatte, und an seinen furchtbaren Kummer, wenn man ihm vorhergesagt hätte, daß sie so enden würde in Spott und Elend.

Und Gaud entschuldigte sich, als treffe sie die Verantwortung für ihr Aussehen.

„Sie muß hingefallen sein, daß sie so schmutzig ist,“ sagte sie ganz leise: „ihr Kleid ist nicht mehr ganz neu freilich, denn wir sind nicht reich, aber ich hatte es noch gestern ausgebessert, und ich bin sicher, daß es diesen Morgen, als ich fortging, noch sauber und reinlich war.“

Da sah er sie lange an, viel gerührter vielleicht durch diese kleine einfache Erklärung, als er es durch gewandte Phrasen, durch Vorwürfe und Thränen gewesen wäre. Sie gingen weiter, eins neben dem andern, und näherten sich der Hütte der Moan. — Hübsch war sie immer gewesen wie keine andere, das wußte er wohl, aber sie erschien es noch mehr in ihrer Armut, ihrer Trauer. Ihr Wesen war ernster geworden, ihre flachsgrauen Augen hatten einen zurückhaltenden Ausdruck und schienen trotzdem weiter zu dringen, bis auf den Grund der Seele. Ihre Figur auch hatte sich mehr entwickelt. Dreiundzwanzig Jahre bald; sie stand in der vollen Blüte ihrer Schönheit.

Und dann sah sie jetzt auch äußerlich mehr wie eine Fischerstochter aus, in ihrem schwarzen Kleid ohne Ausputz und der glatten Haube: das vornehme Wesen, man wußte nicht, woher es ihr kam; es war etwas in ihr selbst Verborgenes, Ungewolltes, daraus man ihr keinen Vorwurf mehr machen konnte. Einzig vielleicht ihr Mieder, das aus alter Gewohnheit knapper saß als bei den andern, und die runde Brust samt dem Oberarm mehr hervorhob ... Aber nein, es lag eher in ihrer ruhigen Stimme und ihrem Blick.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ohne Frage, er begleitete sie, — bis in ihr Haus vermutlich. — Sie schritten alle drei dahin, wie zum Begräbnis dieser Katze, und es wurde fast ein bißchen komisch, sie so im Zug gehen zu sehen; unter den Thüren standen Leute, die lächelten. Die alte Yvonne ging in der Mitte und trug das Tier, Gaud zu ihrer Rechten, verwirrt und immer noch sehr rosig, der große Yann zur Linken mit erhobenem Kopf und nachdenklich.

Indessen hatte die arme Alte sich unterwegs fast plötzlich beruhigt; von selbst hatte sie ihr Haar wieder zurechtgemacht, und ohne noch etwas zu sagen, begann sie die beiden abwechselnd, eins ums andre, von der Seite zu betrachten mit Augen, die wieder ganz hell waren.

Auch Gaud sprach nicht, aus Furcht, sie möchte Yann damit eine Gelegenheit geben, sich zu verabschieden; sie hätte nach dem guten, sanften Blick, den sie von ihm erhalten, am liebsten mit geschlossenen Augen dahingehen mögen, um nichts andres mehr zu sehen, recht lange dahingehen so an seiner Seite in dem Traume, dem sie sich hingab, anstatt so schnell in ihrer leeren, düsteren Behausung anzukommen, wo alles in nichts zerfließen würde.

An der Thür gab es einen jener Momente der Unentschiedenheit, wo das Herz stillzustehen scheint. Die Großmutter trat ins Haus, ohne sich umzuwenden, dann folgte Gaud zögernd, und hinter ihnen trat auch Yann ein ...

Er war bei ihnen, zum erstenmal in seinem Leben; was konnte er wollen?

Als er über die Schwelle schritt, hatte er seinen Hut berührt, dann war sein Blick zuerst auf Sylvesters Bild in

dem kleinen Trauerkranz von schwarzen Perlen gefallen, und er war darauf zugetreten, langsam wie zu einem Grab.

Gaud war stehen geblieben, die Hände auf ihren Tisch gestützt. Er betrachtete jetzt alles ringsumher, und sie folgte ihm bei dieser stummen Musterung, die er über ihre Armut abhielt. Sehr arm, in der That, trotz ihres geordneten, anständigen Aussehens, war die Wohnung dieser beiden Verlassenen, die sich vereinigt hatten. Vielleicht würde er wenigstens ein bißchen gutherziges Mitleid für sie empfinden, wenn er sah, bis zu welcher Stufe des Elends sie herabgestiegen. Von dem einstigen Reichtum war nichts mehr da, als das weiße Bett, das Fräuleinbett, und unwillkürlich kehrten Yanns Augen dahin zurück ...

Er sagte nichts ... Warum ging er nicht fort? ... Die alte Großmutter, die in ihren lichten Momenten noch so schlau war, that so, als gebe sie gar nicht acht auf ihn. So standen sie sich gegenüber, stumm und ängstlich, und sahen sich zuletzt an, als schwebte eine entscheidende Frage auf ihren Lippen.

Aber die Augenblicke vergingen, und mit jeder Sekunde, die entschwand, schien das Schweigen zwischen ihnen noch eisiger zu werden. Und sie sahen sich immer tiefer in die Augen, wie in der feierlichen Erwartung von etwas Unerhörtem, das zu kommen zögerte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Gaud," sagte er mit gedämpfter, ernster Stimme, „wenn Sie immer noch wollen ..."

Was wollte er sagen? ... Man erriet irgend einen großen Entschluß, den er in diesem Augenblick plötzlich, wie es stets seine Art war, gefaßt hatte und der sich kaum hervorwagte ...

„Wenn Sie immer noch wollen ... Der Fischfang war gut dieses Jahr, und ich habe etwas Geld vor mir ..."

Ob sie immer noch wollte! ... Was meinte er damit? Hatte sie recht gehört? Sie stand ganz bestürzt von der Unermeßlichkeit dessen, was sie zu verstehen glaubte.

Und die alte Yvonne in ihrer Ecke dort spitzte die Ohren und fühlte das Glück nahen ...

„Wir könnten uns heiraten, Fräulein Gaud, wenn Sie immer noch wollen ..."

... Und dann wartete er auf ihre Antwort, die nicht kam ... Was konnte sie denn abhalten, dieses „Ja" auszusprechen? ... Er wunderte sich, hatte Furcht, und sie merkte es wohl. Mit beiden Händen auf den Tisch gestützt,

ganz weiß im Gesicht, mit Augen, die sich verschleierten, stand sie sprachlos und glich einer schönen Sterbenden . . .

„Nun Gaud, so antworte doch!“ sagte die alte Großmutter, die sich erhoben hatte und auf sie zukam. „Sehen Sie, Herr Yann, das überrascht sie, Sie müssen sie entschuldigen; sie wird sich's überlegen und Ihnen gleich antworten . . . Setzen Sie sich, Herr Yann, und nehmen Sie ein Glas Apfelwein mit uns . . .“

Aber nein, Gaud konnte nicht antworten; kein Wort brachte sie heraus in ihrer Verzückung . . . Es war also richtig, daß er gut war, daß er ein Herz hatte. Da fand sie ihn wieder, ihren wahren Yann, so wie sie nie aufgehört hatte, ihn in sich selbst zu sehen trotz seiner Härte, trotz seiner rauhen Abweisung, trotz allem. Er hatte sie lange verschmäht, heute nahm er sie, — und heute, da sie arm war; das war ohne Zweifel so eine Idee von ihm, er hatte irgend einen Grund gehabt, den sie später erfahren würde. In diesem Augenblick dachte sie nicht im mindesten daran, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, so wenig als ihm ihren Kummer von zwei Jahren vorzuwerfen . . . Das alles war ja so völlig vergessen, das alles in einer Sekunde so weit entrückt von dem Sturmwind des Glückes, der über ihr Leben hinging! . . .

Immer noch stumm, verriet sie ihm ihre heiße Liebe nur mit den Augen, die ihm feuchtschimmernd bis in die tiefste Seele drangen, während ein schwerer Thränenregen langsam über ihre Wangen herabzufließen begann.

„Nun Gott segne euch, meine Kinder,“ sagte die Großmutter Moan, „und ich schulde ihm großen Dank, daß er mich hat so alt werden lassen, um das noch zu sehen, bevor ich sterbe.“

Sie standen noch immer da, eins vor dem andern, und hielten sich die Hände und fanden nicht Worte, miteinander zu reden; denn sie kannten kein Wort, keine Rede, die süß genug gewesen wären, das auszudrücken, was sie empfanden, nichts, das ihnen würdig erschienen wäre, ihr köstliches Schweigen zu brechen.

„So küßt euch doch wenigstens, meine Kinder! . . . Aber sie sagen sich ja nichts! . . . Ach, mein Gott, was für komische Enkelkinder hab' ich doch! . . . Geh, Gaud, so sag ihm doch etwas, meine Tochter . . . Zu meiner Zeit, dächt' ich, küßte man sich, wenn man sich versprochen hatte . . .“

Yann nahm, als wäre plötzlich eine große, nie gekannte Ehrfurcht über ihn gekommen, seinen Hut ab, ehe er sich niederbeugte, um Gaud zu küssen, — und es schien ihm, als sei das der erste wahre Kuß, den er je im Leben gegeben.

Auch sie küßte ihn und preßte ihre frischen, reinen Lippen von ganzem Herzen auf die vom Meer vergoldeten Wangen ihres Verlobten. Im Gestein der Mauer sang ihnen das Heimchen von Glück — diesmal hatte es zufällig den rechten Moment getroffen — und der arme kleine Sylvester schien ihnen aus seinem schwarzen Kranz heraus zuzulächeln. Und alles schien plötzlich belebt und verjüngt in der toten Hütte: die Stille hatte sich mit nie gehörter Musik erfüllt; selbst die bleiche Winterdämmerung, die durch die Luke hereindrang, hatte sich in ein schönes, zauberisches Licht verwandelt.

„Also nach der Rückkehr aus Island wollt ihr die Sache in Ordnung bringen, meine guten Kinder?"

Gaud senkte den Kopf. Island, die „Leopoldine", — wahrhaftig, sie hatte alle die Schrecken schon vergessen, die auf dem Weg lauerten. — Nach der Rückkehr aus Island! . . . Wie lang das war, noch ein ganzer Sommer voll bangen Harrens! Und Yann, der mit der Fußspitze in kurzen, raschen Stößen auf dem Boden den Takt schlug, hatte es auf einmal auch sehr eilig und rechnete bei sich selbst mit großer Geschwindigkeit aus, ob es bei einiger Beschleunigung nicht doch möglich wäre, sich noch vor der Abfahrt zu heiraten: so viel Tage brauchte man, um die Papiere zusammenzubringen, so viel zum Aufgebot in der Kirche; ja, das würde die Hochzeit höchstens bis zum zwanzigsten oder fünfundzwanzigsten des Monats hinausschieben, und wenn nichts dazwischentrat, hatte man also noch eine ganze lange Woche, um zusammenzubleiben.

„Ich will für alle Fälle gleich unsern Vater benachrichtigen," sagte er so hastig, als wären jetzt selbst die Minuten ihres Lebens gemessen und kostbar . . .

Vierter Teil.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Es ist eine alte Gepflogenheit aller Liebesleute, daß sie beim Einbruch der Nacht gern zusammen auf einer Bank vor der Hausthür sitzen. Yann und Gaud machten es ebenso; jeden Abend saßen sie auf der alten Granitbank vor ihrer Hütte und tauschten Liebesworte.

Andre haben den Frühling, den Schatten der Bäume, die milden Abende und die blühenden Rosen. Sie hatten nur Februardämmerungen, die auf ein von der See bespültes Land von lauter Steinen und Ginsterbüschen niedersanken. Kein grüner Zweig zu ihren Häupten, noch sonst in der Umgebung, nichts als der unendliche Himmel, über den langsam schwebende Nebel hinzogen; und statt der Blumen braune Algen, welche die Fischer auf dem Weg vom Strand herauf an ihren Netzen mitgeschleppt hatten.

Die Winter sind nicht streng in jener Gegend, wo die Luft von den Meeresströmungen erwärmt wird; aber gleichviel, diese Dämmerungen brachten oft eiskalte Feuchtigkeit und unmerkbar feinen Sprühregen mit, der sich ihnen auf die Schultern legte. Trotzdem blieben sie und fühlten sich sehr wohl da. Und diese über ein Jahrhundert alte Bank wunderte sich nicht über ihre Liebe, denn sie hatte schon viele andre Paare gesehen; sie hatte von Generation zu Generation aus dem Mund der Jugend so viele süße Worte vernommen, immer dieselben, und sie war daran gewöhnt, die Liebenden später als wacklige Greise und zitternde Mütterchen wiederkommen zu sehen, um sich — dann aber am hellen Tag —

auf demselben Platz niederzulassen, noch etwas Luft zu schöpfen und sich an ihrer letzten Sonne zu wärmen....

Von Zeit zu Zeit steckte die Großmutter Yvonne den Kopf durch die Thür, um nach ihnen zu sehen. Nicht daß sie besorgt gewesen wäre über das, was sie zusammen trieben, sondern nur aus Wohlwollen, um das Vergnügen zu haben, sie zu sehen, und auch, um sie zum Hereinkommen zu bewegen.

„Ihr werdet frieren, meine guten Kinder, und euch einen Schaden zuziehen. Mein Gott, mein Gott, so spät draußen zu bleiben; nun frag' ich euch, ob das einen vernünftigen Sinn hat?“

Frieren! ... Als ob sie gefroren hätten, die beiden! Als ob sie auch nur eine Empfindung für etwas andres gehabt hätten als für das Glück ihres Beisammenseins?

Die Leute, die des Abends auf dem Wege vorübergingen, vernahmen ein leises Murmeln von zwei Stimmen, das sich mit dem Lärm der Meeresbrandung draußen am Fuß der Klippen vermischte. Es war eine sehr harmonische Musik, Gauds frische Stimme wechselte mit der Yanns ab, die in ihrem tiefen Wohlklang etwas Sanftes, Liebkosendes hatte. Man unterschied auch die Umrisse der beiden, die sich scharf von der Granitmauer, an die sie gelehnt saßen, abhoben: zuerst das Weiße von Gauds Haube, dann ihre ganze schlanke Gestalt in dem schwarzen Kleid und neben ihr die breiten Schultern ihres Freundes. Ueber ihnen die bucklige Wölbung ihres Strohdachs und hinter dem allem die dämmernde Unendlichkeit, die farblose Leere der Wasser und des Himmels....

Schließlich gingen sie doch hinein, um sich vor das Herdfeuer zu setzen, und die alte Yvonne, die sofort mit vorgesunkenem Kopf eingeschlafen war, störte die beiden jungen Liebenden nicht sehr. Sie fingen wieder an, leise miteinander zu sprechen, denn sie hatten zwei Jahre des Schweigens einzubringen und mußten sich mit ihren Liebesbezeigungen beeilen, da ihnen die Frist dazu so kurz bemessen war.

Es war verabredet, daß sie bei der Großmutter Yvonne wohnen würden, die ihnen ihre Hütte testamentarisch vermachte; für den Augenblick unterließen sie indes jede Ausbesserung aus Mangel an Zeit und verschoben ihre Absicht, das armselige, gar zu trostlose Nest etwas zu verschönern, auf die Rückkehr von Island.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Eines Abends belustigte Yann sich damit, seiner Liebsten tausend kleine Dinge zu erzählen, die sie gethan, oder die ihr seit ihrer ersten Begegnung zugestoßen waren; er beschrieb ihr sogar die Kleider, die sie getragen, die Feste, die sie mitgemacht hatte.

Sie hörte ihm mit äußerster Ueberraschung zu. Wieso wußte er denn das alles? Wer hätte denken können, daß er darauf geachtet, und daß er überhaupt im stande sei, so etwas zu behalten? . . .

Er lächelte, spielte den Geheimnisvollen und erzählte ihr noch andere kleine Details, selbst solche, die sie fast vergessen hatte.

Nun ließ sie ihn ohne weitere Unterbrechung fortreden, und ein unerwartetes Entzücken erfüllte dabei ihre Brust; sie begann zu erraten, zu begreifen, daß auch er sie geliebt hatte all die Zeit! . . . Sie war seine beständige Beschäftigung gewesen; er gestand es ihr jetzt ganz offen.

Ja, aber was hatte er dann gehabt, mein Gott; warum hatte er sie so zurückgestoßen, solange leiden lassen?

Immer dieses Geheimnis, das er ihr aufzuhellen versprochen hatte und dessen Erklärung er beständig hinausschob mit einer verlegenen Miene, einem unverständlichen Lächeln.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Eines schönen Tags gingen sie mit der Großmutter Yvonne nach Paimpol, um das Hochzeitskleid zu kaufen. Von den schönen Fräuleingewändern, die ihr von früher geblieben waren, hätte man das eine oder andre ganz gut für den Fall herrichten können, ohne daß man etwas zu kaufen brauchte. Aber Yann hatte ihr dieses Geschenk machen wollen, und sie hatte sich nicht zu sehr gesträubt dagegen: ein Kleid zu besitzen, das von ihm kam, von dem Lohn

seiner Arbeit bezahlt war, das — so schien's ihr — machte sie schon ein wenig zu seiner Frau.

Sie wählten ein schwarzes, da Gauds Trauer um ihren Vater noch nicht zu Ende war. Aber Yann fand unter den Stoffen, die man vor ihnen ausbreitete, nichts, was ihm hübsch genug gewesen wäre. Er war ein bißchen hochfahrend gegenüber den Kaufleuten, und er, der vorher um nichts in der Welt in einen der Läden von Paimpol eingetreten wäre, kümmerte sich an diesem Tag um alles, selbst um den Ausputz des Kleides; er wollte große Samtstreifen darauf haben, um es schöner zu machen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Als sie eines Abends beim Einbruch der Nacht wieder auf der Steinbank in der Einsamkeit ihrer Klippe saßen, fielen ihre Blicke zufällig auf einen Dornstrauch — den einzigen in der Umgebung —, der zwischen den Felsen am Wegrand hervorwuchs. Im Halbdunkel glaubten sie auf diesem Strauch kleine weiße Büschel zu unterscheiden.

„Man sollte meinen, er blühe," sagte Yann, und sie traten näher, um sich zu vergewissern.

Er stand ganz in Blüten. Da sie nicht mehr viel sahen, berührten sie ihn und überzeugten sich mit ihren Fingern von dem Vorhandensein der kleinen Blümchen, die ganz feucht vom Nebel waren. Und da hatten sie einen ersten flüchtigen Frühlingseindruck; gleichzeitig bemerkten sie, daß die Tage länger geworden und daß etwas Milderes in der Luft, etwas Leuchtenderes in der Nacht lag.

Aber wie weit war dieser Strauch voraus! Nirgends in der Gegend, an keinem Wegrand hätte man seinesgleichen gefunden. Kein Zweifel, er war dort eigens für sie, für ihre Liebesfeier erblüht. . . .

„O, da wollen wir auch davon pflücken!" sagte Yann. Und beinahe tastend, machte er mit seinen derben Händen einen Strauß zurecht; mit dem großen Fischmesser, das er im Gürtel trug, entfernte er sorgfältig die Dornen und steckte ihn dann Gaud an die Brust.

„Da, wie eine Braut,“ sagte er zurücktretend, als wollte er trotz der Nacht sehen, wie ihr das stünde.

Unter ihnen brandete die ruhige See schwach gegen die Strandkiesel mit einem kleinen, regelmäßig aussetzenden und wiederkehrenden Geräusch, wie ein Atmen im Schlaf; sie schien gleichgültig oder sogar günstig gestimmt für das Liebesgetändel in ihrer Nähe.

Die Tage erschienen ihnen lang in der Erwartung des Abends, und dann, wenn sie sich mit dem Schlag zehn Uhr verließen, kam eine leichte Lebensmüdigkeit über sie, weil es schon vorbei war. . . .

Man mußte sich beeilen, beeilen mit den Papieren und allem, wenn man fertig werden und das Glück, das man schon festzuhalten glaubte, nicht wieder entfliehen lassen wollte bis zum Herbst, bis in die ungewisse Zukunft. . . .

Ihr Liebesgeplauder des Abends an diesem traurigen Ort, beim ewigen Rauschen des Meeres und mit jener etwas fieberhaften Besorgnis um die eilende Zeit, erhielt durch all das einen besonderen, fast düsteren Anstrich. Sie waren nicht wie andre Liebesleute, nein, ernster, unruhiger in ihrer Liebe.

Er sagte noch immer nicht, was er in den zwei Jahren gegen sie gehabt hatte, und wenn er des Abends fortgegangen war, quälte sie dieses Geheimnis. Doch liebte er sie, dessen war sie sicher. Freilich hatte er sie schon immer geliebt, aber nicht so wie jetzt: das wuchs in seinem Herzen und in seinem Kopf wie eine Flut, die steigt und steigt, bis sie alles erfüllt. Er hatte diese Art, jemand zu lieben, noch nie gekannt.

Dann und wann streckte er sich der Länge nach wie ein an Liebkosungen gewöhntes Kind auf der Bank aus, legte den Kopf in Gauds Schoß, um sich von ihr streicheln zu lassen, und richtete sich dann schnell wieder auf, aus Anstandsgefühl. Er hätte sich am liebsten zu ihren Füßen auf die Erde gelegt und die Stirne an den Saum ihres Kleides geschmiegt. Abgesehen von dem brüderlichen Kuß, den er ihr beim Kommen und Scheiden gab, wagte er es nicht, sie zu küssen. Er verehrte jenes unsichtbare Etwas in ihr, das ihre Seele war und sich ihm im reinen, ruhigen Klang ihrer Stimme, im Ausdruck ihres Lächelns, in ihrem schönen klaren Blick offenbarte . . .

Und zu denken, daß sie gleichzeitig ein Weib von Fleisch und Blut sei, schöner und begehrenswerter als irgend eine

andre, daß sie ihm bald ganz gehören würde, ohne deshalb aufzuhören, sie selbst zu sein! ... Der Gedanke machte ihn bis ins tiefste Mark erschauern; er konnte ihn im voraus nicht fassen, diesen Rausch des Glücks, aber die Ehrfurcht verbot ihm, daran zu denken, und er fragte sich fast, ob er es wagen dürfe, dieses köstliche Sakrilegium zu begehen ...

Neununddreißigstes Kapitel.

An einem Regenabend saßen sie dicht beisammen am Kamin, und die Großmutter Yvonne schlief ihnen gegenüber. Die Flamme, die über das Reisig hintanzte, ließ ihre Schatten vergrößert über die Decke wandern. Sie sprachen ganz leise miteinander wie alle Verliebten. Aber an diesem Abend war ihr Geplauder von langen Verlegenheitspausen unterbrochen. Er namentlich sagte fast nichts und senkte den Kopf mit einem halben Lächeln, indem er Gauds Blicken auszuweichen suchte.

Das kam daher, daß sie ihn den ganzen Abend mit Fragen bedrängt hatte über das Geheimnis, mit dem er nicht herauswollte; und diesmal sah er sich gefangen: sie war zu schlau und zu fest entschlossen, es zu erfahren; er konnte sich mit keiner Ausflucht mehr aus der Patsche ziehen.

„Waren es böse Reden, die man über mich geführt hat?" fragte sie.

Er versuchte die Frage zu bejahen. Böse Reden, oh, daran hatte es nicht gefehlt in Paimpol und Ploubazlanec ...

Sie fragte, was man über sie geredet habe. Er verwirrte sich und wußte nichts zu sagen. Da merkte sie wohl, daß es etwas andres sein müsse.

„War es meine Kleidung, Yann?"

Die Kleidung, gewiß, die hatte dazu beigetragen: sie putzte sich eine Zeit lang zu sehr, um die Frau eines einfachen Fischers zu werden. Aber schließlich mußte er zugeben, daß das nicht alles sei.

„War es, weil wir zu jener Zeit für reich galten? Hattest du Angst, abgewiesen zu werden?"

„O nein, das nicht."

Er sagte das mit einem so naiven Selbstvertrauen, daß es Gaud belustigte. Und dann trat wieder ein Stillschweigen ein, währenddessen man draußen das Stöhnen des Windes und des Meeres vernahm.

Während sie ihn aufmerksam beobachtete, dämmerte ein Gedanke in ihr auf, der den Ausdruck ihres Gesichts langsam veränderte.

„Von all dem war es nichts, Yann; was dann?" sagte sie, indem sie ihm plötzlich mit dem unwiderstehlichen forschenden Lächeln von jemand, der erraten hat, in die Augen sah.

Er wandte den Kopf ab und lachte nun wirklich.

Also das war es, sie hatte es gefunden: einen Grund konnte er ihr nicht angeben, weil es keinen gab, weil es nie einen gegeben hatte. Ja wohl, er hatte ganz einfach seinen Dickkopf aufgesetzt, wie Sylvester einmal sagte, und das war alles. Aber wie hatte man ihn auch gequält mit dieser Gaud! Alle Welt hatte sich darein gemischt, seine Eltern, Sylvester, die isländischen Kameraden und zuletzt Gaud selber. Da hatte er angefangen, „nein" zu sagen, eigensinnig „nein", mit dem Gedanken im Grund seines Herzens, daß eines Tags, wenn niemand mehr daran dächte, sicherlich noch ein „Ja" daraus würde.

Und wegen dieser Kinderei ihres Yann hatte Gaud zwei Jahre lang als Verlassene geschmachtet und zu sterben gewünscht ...

Nach dieser beschämenden Entdeckung sah Yann, dessen erste Regung ein verwirrtes Lächeln gewesen war, Gaud mit guten, ernsten Augen an, die nun ihrerseits eine Frage an sie richteten: ob sie ihm auch gewiß verzeihen werde. Er empfand heute eine so große Reue darüber, daß er ihr so wehe gethan; konnte sie ihm verzeihen? ...

„Mein Charakter ist nun einmal so, Gaud," sagte er. „Zu Hause mit meinen Eltern ist es dieselbe Geschichte. Manchmal, wenn ich meinen harten Schädel aufsetze, bleibe ich wochenlang wie böse mit ihnen, fast ohne ein Wort zu reden. Und doch liebe ich sie sehr, du weißt es, und schließlich gehorche ich ihnen doch stets in allem, was sie wollen, als ob ich noch ein zehnjähriges Kind wäre ... Wenn du etwa glaubst, daß es mir gepaßt hätte, mich nicht zu verheiraten! Nein, lang hätte das auf alle Fälle nicht gedauert, Gaud, das kannst du mir glauben."

O, und ob sie ihm verzieh! Sie fühlte, wie ihr ganz leise die Thränen kamen, und es war der letzte Rest ihres einstigen Kummers, der bei diesem Geständnis ihres Yann dahinschwand. Uebrigens wäre ohne all die vorhergegangenen Leiden die Gegenwart nicht so köstlich gewesen; jetzt, wo sie vorbei, war es ihr fast lieber, diese Prüfungszeit durchgemacht zu haben.

Nun war alles klar geworden zwischen ihnen beiden, auf eine unerwartete Weise freilich, aber vollständig: es gab keinen Schleier mehr zwischen ihren zwei Seelen. Er zog sie an sich, in seine Arme, und lange blieben sie so, Kopf an Kopf, Wange an Wange geschmiegt, denn sie hatten sich nichts mehr zu erklären, nichts mehr zu sagen. Und in diesem Augenblick war ihre Umarmung so keusch, daß sie, als die Großmutter Yvonne erwacht war, auch vor ihr so blieben, ohne jede Verwirrung.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Vierzigstes Kapitel.

Es war sechs Tage vor der Abfahrt nach Island. Aus der Kirche von Ploubazlanec kam ihr Hochzeitszug, und hinter ihm her blies ein wütender Wind unter einem wolkenschweren, ganz schwarzen Himmel.

Eins am Arme des andern waren sie beide schön, wie sie so an der Spitze des langen Zugs als Könige dahinschritten, wie in einem Traum dahinschritten. In ihrer Ruhe, ihrer ernsten Sammlung schienen sie nichts zu sehen, das Leben zu beherrschen, über allem zu stehen. Selbst der Wind schien sie zu respektieren, der das Gefolge hinter ihnen in lustigem Durcheinander paarweise mit großen Stößen vor sich hertrieb: es waren viele junge darunter, bei denen das Leben noch überschäumte, und andre, schon ergrauend, die aber noch lächelten, wenn sie ihres Hochzeitstages und der ersten Jahre ihres Ehestands gedachten. Großmutter Yvonne war auch dabei, sehr zerzaust vom Wind, aber fast glücklich am Arme eines Onkels von Yann, der ihr altmodische Artigkeiten sagte; sie trug

eine schöne neue Haube, die man ihr für den Tag gekauft hatte, und, wie immer, ihr kleines Umschlagtuch, das zum drittenmal aufgefärbt war — diesmal in schwarz, wegen Sylvesters.

Und der Wind schüttelte ohne Unterschied all die Geladenen; man sah aufgeschürzte Röcke und umgewandte Kleider, davonfliegende Hüte und Hauben.

An der Kirchenthür hatten die Brautleute sich der Sitte gemäß Sträuße aus künstlichen Blumen gekauft, um ihren Festputz zu vervollständigen. Yann hatte den seinen aufs Geratewohl an seine breite Brust geheftet, aber er war einer von denen, welchen alles steht. Was Gaud betrifft, so lag noch etwas vom Fräulein in der Art, wie sie diese armen, groben Blumen über das Mieder steckte.

Der Geiger, der den Zug anführte, war vom Wind ganz toll geworden und spielte wie ein Rasender; seine Weisen kamen stoßweise zu Gehör, und im Tosen des Sturmes gab das eine kuriose Musik, greller als Möwengeschrei.

Ganz Ploubazlanec war auf den Füßen, um sie zu sehen. Diese Hochzeit hatte etwas, das die Leute in Aufregung versetzte und von weither herbeilockte; an den Wegkreuzungen standen überall Gruppen, die warteten. Fast alle Isländer aus Paimpol, Yanns Freunde, waren hier aufgestellt. Sie grüßten das junge Paar beim Vorüberschreiten; Gaud dankte, indem sie leise den Kopf neigte, wie ein Fräulein, mit ihrer ernsten Anmut, und auf dem ganzen Weg wurde sie bewundert.

Und die entlegensten, dunkelsten Weiler in der Umgegend, selbst die im Wald gelegenen, hatten ihre Bettler, ihre Krüppel, ihre Verrückten und Blödsinnigen an Krücken ausgesandt. Dieses Volk hatte sich staffelförmig am Weg aufgestellt mit allerlei Instrumenten, Leierkästen, Harmonikas; sie streckten ihre Hände, ihre Teller, ihre Hüte hin, um die Almosen zu empfangen, die ihnen Yann in seiner vornehmen Weise und Gaud mit dem holden Lächeln einer Königin zuwarf. Unter diesen Bettlern gab es welche, die sehr alt waren und graue Haare hatten auf hohlen Köpfen, die nie etwas enthalten; in den Straßengräben hockend, hatten sie dieselbe Farbe wie die Erde, aus der sie nur unvollkommen hervorgegangen zu sein schienen und in die sie bald zurückkehren sollten, ohne Gedanken gehabt zu

haben. Ihre irren Augen waren beunruhigend wie das Geheimnis ihres verkümmerten, nutzlosen Daseins. Sie sahen dieses Fest des vollen prächtigen Lebens verständnislos vorüberziehen. . . .

Der Zug schritt über den Weiler von Pors-Even und das Haus der Gaos hinaus, um sich, wie es eine althergebrachte Sitte der Neuvermählten von Ploubazlanec ist, nach der Dreieinigkeitskapelle zu begeben, die gleichsam am Ende der bretonischen Welt gelegen ist. Am Fuß der letzten und äußersten Klippe erhebt sie sich auf niedriger Felsschwelle ganz nahe an den Wassern und scheint schon dem Meer anzugehören. Um zu ihr hinabzusteigen, schlägt man einen Ziegenpfad zwischen Granitblöcken ein. Und das Hochzeitsgeleite ergoß sich über den Hang dieses einsamen Vorgebirgs zwischen den Steinen, wo sich die lustigen oder artigen Reden im Lärm des Windes und der Wogen völlig verloren.

Es war unmöglich, die Kapelle zu erreichen; bei dem stürmischen Wetter war der Weg nicht sicher, die See kam zu nahe heran mit ihren großen Schlagwellen. Man sah ihre weißen Garben sich hoch aufbäumen und zurückfallend alles mit ihrem Gischt überschwemmen.

Yann, der mit Gaud an seinem Arme am weitesten vorgedrungen, war der erste, der vor dem Sprühregen zurückwich. Hinter ihnen schob sich das Gefolge amphitheatralisch übereinander, und er schien gekommen zu sein, um seine Frau dem Meer vorzustellen; aber das Meer zeigte der Neuvermählten ein unfreundliches Gesicht.

Wie er sich umwandte, bemerkte er den Geiger, der, auf einem grauen Felsen stehend, zwischen zwei Windstößen seine Tanzweise wieder anzustimmen suchte.

„Pack deine Musik ein, Freund, die See spielt uns eine andre auf, die besser von der Stelle kommt als die deine . . .“

Gleichzeitig begann ein schwerer Regen, der schon seit dem Morgen gedroht, herabzupeitschen. Da stob alles schreiend und lachend auseinander, um die hohe Klippe zu erklimmen, um sich zu den Gaos zu flüchten. . . .

Einundvierzigstes Kapitel.

Das Hochzeitsmahl fand bei den Eltern Yanns statt, weil Gauds Wohnung zu ärmlich war.

Oben, in der großen, neuen Stube saß eine Tafelrunde von fünfundzwanzig Personen um das Brautpaar: Schwestern und Brüder, Vetter Gaos, der Lotse, Guermeur, Keraez, Yvon Duff, alle die von der alten „Marie“, die jetzt zu der „Leopoldine“ gehörten; vier sehr hübsche Brautjungfern, die das Haar über den Ohren im Kranz aufgesteckt trugen, wie einst die Kaiserinnen von Byzanz, und die weiße Haube nach der neuesten Mode in Form einer Seemuschel; vier Brautführer, lauter wohlgebaute Isländer mit schönen, stolzen Augen.

Und auch unten aß man und kochte man, wohlverstanden; der ganze Nachtrab des Zugs drängte sich in Unordnung hier herein, und die Dienstboten, die man zur Aushilfe in Paimpol gemietet hatte, verloren den Kopf vor dem großen Herde, der mit Pfannen und Kesseln überfüllt war.

Yanns Eltern hätten für ihren Sohn eine reichere Frau gewünscht, das ist sicher; aber Gaud war jetzt als ein braves und mutiges Mädchen bekannt, und dann war sie, wenn sie auch kein Geld hatte, doch die Schönste im Land, und es schmeichelte ihnen, daß die zwei so gut zu einander paßten.

Der alte Vater, der nach der Suppe lustig wurde, sagte von dieser Heirat: „Das gibt wieder neue Gaos, und doch war in Ploubazlanec kein Mangel daran!“

Und an den Fingern zählend, setzte er dem Onkel der Braut auseinander, weshalb es so viele dieses Namens gebe: sein Vater, der jüngste von neun Brüdern, hatte zwölf Kinder gehabt, die hatten sich alle mit Basen verheiratet, und das hatte immer wieder neue Gaos zur Welt gebracht, trotz jener, die in Island verschwunden waren.

„Ich,“ sagte er, „habe auch eine Gaos, eine Verwandte, geheiratet, und wir haben wieder vierzehn Kinder gehabt, wir beide.“

Und in Gedanken an diese Völkerschar freute er sich, indem er seinen weißen Kopf schüttelte.

Guermeur, sein Nachbar, der auch heiter wurde, erzählte allerlei Streiche aus seiner Dienstzeit, Geschichten

von Chinesen, von den Antillen und Brasilien, darüber die Jungen, die auch einmal dorthin sollten, die Augen weit aufsperrten.

Eine seiner besten Erinnerungen war, wie einst an Bord der „Iphigenie“ beim Füllen der Weinkammern des Abends in der Dämmerung der Lederschlauch platzte, durch den man den Wein hinabließ. Da hatte man sich, anstatt Meldung zu erstatten, ans Trinken gemacht bis zum Ueberdruß; zwei Stunden hatte die Geschichte gedauert, bis schließlich der Wein in die Batterie lief und alle Welt voll war.

Und die alten Seeleute, die am Tisch saßen, lachten ihr gutmütiges Kinderlachen mit einem Anflug von Schelmerei: „Man schimpft immer über den Dienst,“ sagten sie, „und doch kann man nur dort solche Streiche spielen!“

Draußen wurde das Wetter nicht schöner, im Gegenteil; Regen und Wind tobten in finsterer Nacht. Trotz der getroffenen Vorsichtsmaßregeln wurden einige von den Gästen unruhig wegen ihres Boots oder ihrer Barke, die im Hafen verankert war, und sie sprachen davon, aufzustehen und danach zu sehen.

Aber ein andres Geräusch, das viel lustiger anzuhören war, kam von unten herauf, wo die Jüngsten von der Hochzeitsgesellschaft miteinander ihr Mahl einnahmen: das war ein ausgelassenes Schreien und Lachen von Vettern und Bäschen, denen der Apfelwein allmählich zu Kopfe stieg.

Man hatte gesottenes und gebratenes Fleisch, Hühner, verschiedene Fischsorten, Pfannkuchen und Krapfen aufgetragen. Man hatte von Fischfang und Schmuggel gesprochen, alle möglichen Arten, wie man die Herren Zollwächter, die bekanntlich die Feinde der Seeleute sind, hinters Licht führt, eingehend erörtert.

Oben, am Ehrentisch, begann man sogar, verfängliche Abenteuer zu erzählen. Das war ein Kreuzfeuer auf bretonisch zwischen diesen Männern, die alle zu ihrer Zeit in der Welt herumgekommen waren.

Der Wind heulte im Kamin wie ein Verdammter im Höllenfeuer; von Zeit zu Zeit machte er mit beängstigender Gewalt das Haus in seinen Grundfesten erbeben.

„Man sollte glauben, es verdrösse ihn, daß wir so lustig beisammen sind,“ meinte der Vetter Lotse.

„Nein, es ist die See, die unzufrieden ist,“ erwiderte Yann, indem er Gaud zulächelte, „weil ich ihr die Heirat versprochen habe.“

Allmählich begann eine schmachtende Stimmung über die beiden zu kommen; sie flüsterten leiser zusammen, Hand in Hand, allein inmitten der allgemeinen Lustigkeit. Für Augenblicke war Yann auch traurig, weil er plötzlich an Sylvester denken mußte ... Uebrigens war es ausgemacht, daß man nicht tanzen sollte wegen Gauds Vater und ihm.

Man war beim Nachtisch; bald sollte das Singen beginnen. Zuvor aber waren noch die Gebete zu sprechen für die Verstorbenen der Familie; bei den Hochzeitsfesten versäumte man nie diese Pflicht der Frömmigkeit, und als man den Vater Gaos sich erheben und sein weißes Haupt entblößen sah, wurde es stille ringsum.

„Dies," sagte er, „ist für Wilhelm Gaos, meinen Vater."

Und sich bekreuzigend, begann er für diesen Toten das Gebet auf lateinisch: „Pater noster, qui es in coelis, sanctificetur nomen tuum ..."

Eine Stille, wie in der Kirche, hatte sich jetzt bis hinunter zu der ausgelassenen Tafelrunde der Kleinen verbreitet. Alle, die im Haus waren, wiederholten im Geist dieselben ewigen Worte.

„Dies ist für Yves und Jean Gaos, meine Brüder, verloren im isländischen Meer ... Dies für Peter Gaos, meinen Sohn, untergegangen im Schiffbruch an Bord der ‚Zelie' ..."

Dann, als von all diesen Gaos jeder sein Gebet hatte, wandte er sich zu der Großmutter Yvonne: „Dies," sagte er, „ist für Sylvester Moan."

Und er sagte noch eines her. Da weinte Yann.

„Sed libera nos a malo. Amen."

Danach fingen die Lieder an; Lieder, wie man sie im Dienst lernt, auf dem Vorderschiff, wo an guten Sängern bekanntlich kein Mangel ist.

„Ein nobles Corps, wie's wenige gibt, das sind die Zuaven,
Wir aber sind die Braven,
Die lachen, wenn das Schicksal droht,
Hurra! Hurra! Den echten Seemann schreckt kein Tod."

Die Strophen wurden von einem der Brautführer in geradezu schmachtender, zum Herzen dringender Weise vorgetragen, und dann fielen andre schöne, tiefe Stimmen im Chor mit ein.

Aber die Neuvermählten hörten sie nur noch wie aus weiter Ferne; wenn sie sich ansahen, leuchteten ihre Augen in mattem Glanz, wie verschleierte Lampen; sie sprachen immer leiser und hielten sich die Hände, und Gaud neigte häufig den Kopf.

Nun machte der Vetter Lotse die Runde um den Tisch, um mit einer besonderen Sorte von seinem eigenen Wein aufzuwarten; er hatte ihn mit großer Vorsicht hergetragen und streichelte die umgelegte Flasche, die man nicht schütteln durfte, wie er sagte.

Er erzählte ihre Geschichte: eines Tags beim Fischen sahen sie draußen ganz allein auf hoher See ein Stückfaß schwimmen; aber wie es hereinbringen, es war viel zu groß? Da hatten sie es auf dem Meere angestochen und alles gefüllt, was an Töpfen und Eimern an Bord war. Keine Möglichkeit, alles mitzunehmen! Man hatte den andern Lotsen und Fischern Zeichen gemacht; alle Segel in Sicht hatten sich um den Fund versammelt.

„Und ich kenne mehr als einen, der am Abend betrunken nach Pors-Even zurückkam."

Immer noch dauerte das furchtbare Heulen des Windes fort.

Unten führten die Kinder Rundtänze auf; etliche von den ganz kleinen Gaos hatte man zwar zu Bett gebracht, aber die andern machten einen Höllenspektakel unter Führung des kleinen Fantec und des kleinen Laumec. Sie wollten durchaus draußen herumspringen und machten alle Augenblicke die Thür auf, daß von dem wütenden Luftzug die Lichter erloschen.

Er, der Vetter Lotse, erzählte die Geschichte seines Weins zu Ende; auf seinen Teil waren vierzig Flaschen gekommen; er bat dringend, nicht davon zu sprechen von wegen des Herrn Einschreibekommissärs, der ihm ob des nicht verzollten Strandguts eins hätte anhängen können.

„Aber freilich," sagte er, „man hätte sie sorgfältig behandeln müssen, die Flaschen; wenn man sie hätte abziehen können, so wäre das geradezu ein hervorragender Wein geworden, denn sicher war darin viel mehr Traubensaft als in allen Kellern der Schankwirte von Paimpol."

Wer weiß, wo er gewachsen war, dieser gescheiterte Wein? Er war stark, von heller Farbe, und hatte etwas von dem scharfen Geschmack des Meerwassers behalten.

Nichtsdestoweniger fand man ihn sehr gut und leerte mehrere Flaschen davon.

Die Köpfe wurden ein wenig schwindelig, der Klang der Stimmen verworrener, und die Burschen küßten die Mädchen.

Man sang lustig weiter, aber die Gemüter kamen nicht recht zur Ruhe bei diesem Mahl, und die Männer tauschten Zeichen der Besorgnis von wegen des schlechten Wetters, das immer zunahm.

Draußen tobte der unheimliche Lärm fort, schlimmer als je. Es war, als ob Tausende von wilden Tieren gleichzeitig mit gestrecktem Hals aus voller Kehle drohend einen einzigen, langanhaltenden Wutschrei ausstießen.

Man glaubte auch in der Ferne den dumpfen Knall schwerer Marinegeschütze zu vernehmen: und das war die See, die überall an den Strand von Ploubazlanec schlug; — nein, sie schien wirklich nicht zufrieden, und Gaud fühlte, wie sich ihr Herz zusammenkrampfte bei dieser Schreckensmusik, die niemand für ihr Hochzeitsfest bestellt hatte.

Gegen Mitternacht, als der Sturm etwas nachließ, machte Yann, der sich erhoben hatte, seiner Frau ein Zeichen. Er sagte ihr, sie wollten nach Hause gehen ... Sie errötete, von Scham ergriffen, verwirrt über ihr Aufstehen ... Dann sagte sie, daß es unhöflich wäre, so plötzlich aufzubrechen und die andern zu verlassen.

„Nein,“ antwortete Yann, „der Vater hat's erlaubt, wir können fort.“ Und er zog sie mit sich.

Sie machten sich heimlich davon.

Draußen befanden sie sich in der Kälte, in dem schrecklichen Wind, der tiefen, stürmischen Nacht. Sie begannen, sich an der Hand haltend, zu laufen. Von der Höhe des Klippenwegs erriet man, ohne sie zu sehen, die weite wilde See, von der all dieser Lärm aufstieg.

Sie liefen alle beide, das Gesicht gepeitscht, den Körper vorgebeugt zum Schutz gegen die Windstöße, manchmal genötigt, sich mit der Hand vor dem Mund umzudrehen, um wieder zu Atem zu kommen.

Erst schlang er im Gehen den Arm um ihren Leib und trug sie fast, damit sie ihr Kleid nicht nachschleife, ihre schönen Schuhe nicht in all das Wasser setze, das am Boden hinrieselte; und dann nahm er sie ganz an seinen Hals und lief noch schneller ... Nein, er hatte nicht geglaubt, daß er sie so liebte! Und zu denken, daß sie dreiundzwanzig Jahre

zählte, er bald achtundzwanzig, und daß sie seit zwei Jahren mindestens hätten verheiratet sein können und glücklich, wie an diesem Abend!

Endlich waren sie daheim, in ihrer armen kleinen Behausung mit dem feuchten Boden, unter ihrem Dach von Stroh und Moos; — sie zündeten ein Licht an, das ihnen der Wind zweimal ausblies.

Die alte Großmutter Moan, die man heimgebracht, noch ehe man mit dem Singen begonnen hatte, lag seit zwei Stunden in ihrem Bettschrank, dessen Flügel sie zugezogen hatte; — sie traten ehrfurchtsvoll näher und betrachteten sie durch den Thürausschnitt, um ihr gute Nacht zu sagen, wenn sie zufällig noch nicht schliefe. Aber sie sahen, daß ihr ehrwürdiges Gesicht unbeweglich und ihre Augen geschlossen blieben; sie schlief oder that wenigstens so, um sie nicht zu stören.

Da fühlten sie sich allein miteinander.

Noch immer aufrecht, die Arme umeinander geschlungen, blieben sie stumm in der Verzückung eines Kusses, der kein Ende nahm.

Dann hob Yann seine geliebte Gaud plötzlich in den Armen empor; und wie er sie forttrug, den Mund immer auf den ihren gepreßt, glich er einem wilden Tier, das die Zähne in seine Beute geschlagen hat. Sie überließ sich mit Leib und Seele dieser gebieterischen Entführung, gegen die es keinen Widerstand gab und die doch sanft blieb wie eine lange zärtliche Liebkosung . . .

Um ihr Hochzeitslager spielte noch immer dasselbe unsichtbare Orchester.

Und das große Grab der Seeleute war ganz nahe, in ewiger Bewegung auf Opfer lauernd, mit den gleichen dumpfen Schlägen die Klippen peitschend. Eine Nacht oder die andre würde man ihm preisgegeben sein, würde man mit ihm kämpfen müssen inmitten des wahnsinnigen Aufruhrs von schwarzen, eisigen Mächten: — sie wußten es . .

Was that's! Für den Augenblick waren sie ja am Land, in Sicherheit vor dieser ganzen nutzlosen Wut, die sich gegen sich selbst kehrte. Da in der armen dunklen Hütte, durch die der Wind blies, gaben sie sich einander hin, unbekümmert um alles, selbst um den Tod, berauscht, berückt vom ewigen Zauber der Liebe . . .

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Während acht Tagen waren sie Mann und Frau.

In dieser Zeit, so kurz vor der Abfahrt, war alles mit isländischen Angelegenheiten beschäftigt. Taglöhnerinnen schafften das Salz für die Fischlake in die unteren Schiffsräume; die Männer richteten das Takelwerk, und bei Yann arbeiteten Mutter und Schwestern vom Morgen bis zum Abend an der Herstellung der Südwester und Wachstuchjacken, der ganzen Aussteuer für die Fahrt. Das Wetter war trüb und die See im Vorgefühl der Aequinoktien bewegt und unruhig.

Gaud trug mit Bangen das Unerbittliche dieser Vorbereitungen, sie zählte die fliehenden Stunden des Tags und erwartete den Abend, wo sie nach beendeter Arbeit ihren Yann für sich allein hatte.

Würde er die andern Jahre auch fortgehen? Sie hoffte wohl, ihn zurückhalten zu können, aber sie wagte nicht, ihm jetzt schon davon zu sprechen ...

Sie war von einer großen Unruhe erfüllt in ihrem Glück, das ihr als etwas zu Unverhofftes erschien, unbeständig wie Träume ...

Vor allem, würde Yanns große Liebe auch von Dauer sein? ... Manchmal dachte sie an seine früheren Geliebten, an seine Aufwallungen, seine Abenteuer, und dann kam die Sorge über sie: würde er ihr immer diese unendliche Zärtlichkeit, diese rührende Ergebenheit bewahren? ...

In Wirklichkeit waren sechs Tage der Ehe für eine Liebe, wie die ihrige, nichts, nicht mehr als eine kleine Abschlagszahlung, in fiebernder Hast auf die Lebenszeit genommen, — die noch so lange vor ihnen liegen konnte! Kaum hatten sie sich sprechen, sehen, hatten sie begreifen können, daß sie sich gehörten. — Und all ihre Pläne für ein Zusammenleben in ruhiger Freude, für die Einrichtung des Haushalts waren notgedrungenerweise bis zur Rückkehr verschoben worden.

O, um jeden Preis wollte sie es verhindern, daß er die andern Jahre wieder nach diesem Island fuhr! ... Aber wie sollte sie es anstellen? Und was würden sie dann anfangen, um zu leben, da sie beide so arm waren? ... Und dann liebte er seinen Seemannsberuf so sehr. ...

Sie würde es trotz alledem versuchen, ihr ganzes Wollen, ihren ganzen Verstand, ihr ganzes Herz wollte sie dransetzen. Frau eines Isländers sein, jedem neuen Frühling mit Bangen entgegensehen, jeden Sommer in schmerzlicher Angst verbringen; nein, jetzt, wo sie ihn vergötterte, mehr, als sie je geglaubt, fühlte sie sich von einem zu großen Schauder ergriffen, wenn sie an die kommenden Jahre dachte. . . .

Sie hatten einen Frühlingstag, einen einzigen. Das war am Tag vor dem Lichten der Anker; das Takelwerk an Bord war in Ordnung gebracht, und Yann blieb den ganzen Tag bei ihr. Sie gingen Arm in Arm spazieren, wie die Verliebten thun, ganz nahe aneinander geschmiegt und sich tausend Dinge sagend. Die guten Leute sahen sie lächelnd vorübergehen: „Das ist Gaud mit dem großen Yann von Pors-Even, . . . Eheleute von gestern!"

Ein wirklicher Frühling war dieser letzte Tag; es war eigentümlich und befremdend: plötzlich diese große Ruhe zu sehen und nicht eine einzige Wolke mehr an dem sonst so umzogenen Himmel. Kein Lüftchen regte sich. Die See war ganz sanft geworden; sie war überall von demselben matten Blau und lag ruhig da. Die Sonne strahlte in hellem, weißem Glanz, und das rauhe bretonische Land trank sich satt an diesem Licht wie an etwas Feinem und Seltenem; es schien sich zu erheitern und bis in die tiefsten Fernen neu aufzuleben. Die Luft hatte eine köstliche Milde angenommen, die schon den Sommer ahnen ließ, und man hätte glauben können, sie habe für immer jede Bewegung eingestellt, es könne künftig weder trübe Tage noch Stürme mehr geben. Die Vorgebirge, die Buchten, über welche nicht mehr die wechselnden Wolkenschatten hinflogen, zeigten in der Sonne ihre großen unveränderlichen Linien; auch sie schienen sich auszuruhen in der endlosen Stille . . . Dieser ganze überraschende Wechsel schien nur eingetreten zu sein, um ihre Liebesfeier süßer, ewiger zu machen; — und man sah schon frühe Blumen, Primeln am Grabenrand oder zarte, duftlose Veilchen.

Wenn Gaud fragte: „Wie lange wirst du mich lieb behalten, Yann?" so antwortete er verwundert, indem er ihr mit seinen schönen, aufrichtigen Augen voll ins Gesicht sah: „Aber Gaud, immer . . ." Und das Wort, das so einfach von seinen etwas spröden Lippen kam, erschien hier in seiner wahren Ewigkeitsbedeutung.

Sie lehnte sich auf seinen Arm. Im Entzücken ihres

erfüllten Traums preßte sie sich an ihn, immer noch unruhig in dem Gefühl, daß er flüchtig sei wie ein großer Seevogel ... Morgen ging der Flug ins Weite! ... Und für dieses erste Mal war es zu spät, sie vermochte nichts, ihn zurückzuhalten. ...

Von den Klippenpfaden, auf denen sie gingen, beherrschte man das ganze von der See bespülte Land, das baumlos, nur mit glattem Ginster bedeckt und mit Steinen übersät dalag. Die Fischerhütten standen hier und dort auf den Felsen mit ihren alten Granitmauern, ihren hohen buckligen Strohdächern, die das neusprießende Moos grün färbte; und in der äußersten Ferne beschrieb das Meer, wie eine große durchsichtige Vision, seinen ungeheuren ewigen Kreis, der alles zu umfangen schien.

Es belustigte sie, ihm erstaunliche, wunderbare Dinge von jenem Paris zu erzählen, wo sie gewohnt hatte; aber er that sehr verächtlich, es interessierte ihn nicht.

„So weit von der Küste," sagte er, „und so viel Land, so viel Land ... das muß ungesund sein. So viel Häuser, so viel Menschen ... da muß es böse Krankheiten geben, in diesen Städten; nein, ich möchte nicht da drinnen leben, sicher nicht."

Und sie lächelte, erstaunt, zu sehen, wie sehr dieser große Mensch noch ein naives Kind war.

Manchmal stiegen sie in die Bodenfalten hinab, wo wirkliche Bäume wachsen, die sich da gleichsam gegen den Seewind zusammenducken. Hier hatte man keine Aussicht mehr; die mit welkem Laub bedeckte Erde hauchte eine kalte Feuchtigkeit aus, der Weg, den grüner Stechginster umsäumte, verdunkelte sich unter dem Geäst und verlor sich dann, enger werdend, zwischen den Mauern irgend eines schwarzen, einsamen Weilers, der vom Alter baufällig in der Niederung schlief. Und stets ragte vor ihnen zwischen dem kahlen Gezweig ein Kruzifix hoch auf mit seinem großen hölzernen Christusbild, dessen Antlitz wie das eines Leichnams von unendlichem Schmerz verzerrt erschien.

Dann stieg der Weg wieder an, und aufs neue beherrschten sie die ungeheure Runde, atmeten sie die belebende Luft der Höhen und der See.

Er seinerseits erzählte von Island, von den bleichen Sommern ohne Nacht, von der Mitternachtssonne mit ihren schrägen Strahlen. Gaud verstand das nicht recht und ließ es sich näher erklären.

„Die Sonne,“ sagte er, indem er mit dem ausgestreckten Arm einen Kreis um die fernen blauen Gewässer beschrieb, „dreht sich rundum, rundum. Sie bleibt immer sehr nieder, siehst du, weil sie gar keine Kraft hat zu steigen; um Mitternacht taucht sie mit ihrem Rand etwas ins Meer hinab, aber sogleich erhebt sie sich wieder, um ihren Rundgang fortzusetzen. Zuweilen erscheint auch der Mond am andern Ende des Himmels, dann arbeiten sie alle beide, jedes von seiner Seite, und man kennt sie kaum auseinander, so sehr gleichen sie sich in diesem Land.“

Die Sonne um Mitternacht sehen! . . . Wie das weit sein mußte, dieses Island! Und die Fjorde? Gaud hatte dieses Wort wiederholt unter dem Namen der Toten in der Kapelle gelesen; es machte ihr den Eindruck, als bezeichnete es etwas Unheimliches.

„Die Fjorde,“ erwiderte Yann, „sind große Buchten wie hier die von Paimpol zum Beispiel; nur sind ringsherum Berge so hoch, so hoch, daß man nie sieht, wo sie aufhören, wegen der Wolken, die darüber lagern. Ein trauriges Land, Gaud, das kann ich dir versichern. Steine, Steine, nichts als Steine, und die Leute auf der Insel wissen nicht, was ein Baum ist. Mitte August, wenn unser Fischfang zu Ende ist, wird's hohe Zeit zur Rückkehr, denn dann beginnen die Nächte und nehmen sehr schnell zu; die Sonne sinkt unter die Erde und kann sich nicht wieder erheben, und da ist es Nacht bei denen dort während des ganzen Winters. Und dann,“ fuhr er fort, „gibt es auch einen kleinen Friedhof an der Küste, in einem Fjord, ganz wie bei uns, für die aus der Gegend von Paimpol, die während der Fischzeit gestorben oder im Meer verschwunden sind; es ist geweihte Erde, so gut wie in Pors-Even, und die Toten haben hölzerne Kreuze, ganz ähnlich wie die hier, mit ihrem Namen darauf. Die beiden Goazdiou von Ploubazlanec liegen dort und auch Wilhelm Moan, der Großvater von Sylvester.“

Und sie glaubte ihn zu sehen, den kleinen Friedhof am Fuß der öden Vorgebirge, unter dem bleichen Rosalicht dieser Tage ohne Ende. Dann dachte sie an die Toten unter dem Eis und unter dem schwarzen Grabtuch dieser Nächte, die so lang sind wie der Winter.

„Fischen, die ganze Zeit fischen?“ fragte sie, „ohne je auszuruhen?“

„Die ganze Zeit. Und dann muß man auch manövrieren, denn die See ist nicht immer schön dort. Ja, da ist man müde des Abends, das macht Appetit zum Nachtessen, und manchmal verschlingt man es nur so."

„Und man langweilt sich nie?"

„Nie," sagte er mit einem Tone der Ueberzeugung, der ihr wehthat; „an Bord, auf hoher See wird mir die Zeit nicht lang, niemals."

Sie neigte den Kopf und fühlte sich trauriger, noch mehr besiegt von der See.

Fünfter Teil.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Am andern Morgen war der Quai von Paimpol voll von Menschen. Die Abfahrt der Isländer hatte schon zwei Tage vorher begonnen, und mit jeder Flut ging eine neue Gruppe in See. An diesem Morgen sollten fünfzehn Boote mit der „Leopoldine“ ausfahren, und die Frauen und Mütter der Seeleute waren alle zur Stelle, um der Abfahrt beizuwohnen. — Gaud kam es wunderlich vor, unter ihnen zu stehen; sie war jetzt auch eine Isländerfrau geworden, die der gleiche verhängnisvolle Anlaß hierher führte. Ihr Geschick hatte sich in wenigen Tagen so überstürzt, daß sie kaum Zeit gehabt hatte, sich die Wirklichkeit des Geschehenen recht vorzustellen; auf steilem Abhang widerstandslos dahingleitend, war sie zu dieser Lösung gelangt, die unerbittlich war, und die sie nun über sich ergehen lassen mußte, — wie die andern, die daran gewöhnt waren . . .

Sie hatte diesen Abschiedsscenen nie in der Nähe beigewohnt. All das war ihr neu und unbekannt. Unter diesen Frauen war keine ihresgleichen, und sie fühlte sich alleinstehend, verschieden von jenen; ihre Fräuleinvergangenheit, die trotz allem fortbestand, wies ihr eine abgesonderte Stellung an.

Das Wetter war schön geblieben an diesem Tag des Scheidens; draußen nur wälzte sich eine schwere See von Westen her, die auf Wind deutete, und von weitem sah man das brandende Meer, das alle diese Menschen erwartete.

. . . Um Gaud herum standen andre, die wie sie sehr hübsch und sehr rührend waren mit ihren Augen voll Thränen; aber auch Zerstreute und Lachende gab es darunter, die kein Herz hatten oder für den Augenblick niemand liebten. Greisinnen, die sich dem Tod nahe fühlten, weinten beim Abschied ihrer Söhne; Liebende küßten sich lang auf die Lippen, und man sah betrunkene Matrosen, die sangen, um sich aufzuheitern, und andre, die mit düsteren Mienen an Bord stiegen, als ging es in den Tod.

Auch grausige Vorgänge bekam man zu sehen: Unglückliche, die sich eines Tags in einer Kneipe hatten überrumpeln und zur Unterschrift des Kontrakts bewegen lassen, und die man jetzt mit Gewalt einschiffte; ihre eigenen Frauen und Gendarmen stießen sie vorwärts. Andre, deren große Stärke man fürchtete, hatte man vorsichtshalber betrunken gemacht; sie wurden auf Tragbahren herbeigeschleppt und wie Tote in den Schiffsraum hinuntergelassen.

Gaud erschrak, als man sie vorübertrug; mit was für Gefährten sollte ihr Yann denn zusammenleben? Und dann, was für eine furchtbare Sache mußte es um dieses Isländerhandwerk sein, wenn es damit anfing und den Leuten solchen Schreck einflößte? . . .

Indessen gab es auch solche, die lächelten, die ohne Zweifel so wie Yann das Leben auf hoher See und den großen Fischfang liebten. Das waren die Guten, sie sahen edel und schön aus; wenn es Junggesellen waren, fuhren sie sorglos fort und warfen den Mädchen noch einen letzten Blick zu; waren es verheiratete Männer, so umarmten sie Weib und Kind mit sanfter Trauer, in der Hoffnung, reicher wiederzukommen. Gaud fühlte sich etwas beruhigt, wie sie sah, daß sie alle so waren an Bord der „Leopoldine“, die wirklich eine auserwählte Bemannung hatte.

Die Schiffe wurden paarweise und zu vieren von Schleppern hinausgezogen, und sobald sie sich in Bewegung setzten, entblößten die Matrosen ihr Haupt und stimmten aus voller Kehle den Lobgesang der Jungfrau an: „Gegrüßt seist du, Stern des Meeres!“ Auf dem Quai erhoben sich winkende Frauenarme zu einem letzten Lebewohl, und Thränen flossen auf den Musselin der Hauben.

Sobald die „Leopoldine“ fort war, schlug Gaud mit raschem Schritt den Weg zum Hause der Gaos ein. Nach anderthalbstündigem Marsch der Küste entlang, auf den vertrauten Wegen von Ploubazlanec, kam sie dort an,

ganz am Ende des bebauten Landes, bei ihrer neuen Familie.

Die „Leopoldine" sollte auf der großen Reede vor Pors-Even Anker werfen und erst am Abend endgültig unter Segel gehen; dort also hatten sie sich noch ein letztes Stelldichein gegeben. Und wirklich kam er noch einmal in der Jolle seines Schiffs, auf drei Stunden kam er herüber, um ihr lebewohl zu sagen.

Am Land war noch immer dasselbe schöne Frühlingswetter, derselbe ruhige Himmel. Sie traten einen Augenblick Arm in Arm auf den Weg hinaus, das erinnerte sie an ihren Spaziergang von gestern, nur die Nacht sollte sie nicht mehr vereinen. Sie gingen ziellos in der Richtung auf Paimpol zurück und gelangten so, unmerklich und ohne daran gedacht zu haben, in die Nähe ihrer Hütte; so traten sie noch ein letztes Mal ein und fanden die Großmutter Yvonne ganz erschrocken über ihr gemeinsames Wiedererscheinen.

Yann empfahl Gaud noch verschiedene Kleinigkeiten, so namentlich, daß sie seine schönen Hochzeitskleider, die im Schrank hingen, von Zeit zu Zeit herausnehmen und in der Sonne ausbreiten solle. — An Bord der Kriegsschiffe lernen die Matrosen diese Sorgfalt. — Und Gaud lächelte, wie er so den Klugen spielte; er konnte doch sicher sein, daß alles, was ihm gehörte, mit Liebe bewahrt und gepflegt werden würde. Uebrigens waren diese Dinge für beide recht nebensächlicher Natur; sie sprachen davon nur, um zu sprechen, um sich selbst zu täuschen . . .

Sie sprachen leise, leise, als fürchteten sie, die Augenblicke, die ihnen noch blieben, zu verscheuchen, die Flucht der Zeit zu beschleunigen. Ihr Gespräch hatte den besondern Charakter von allem, was unerbittlich zu Ende geht; die unbedeutendsten Kleinigkeiten, die sie sich sagten, erhielten an diesem Tag eine geheimnisvolle, entscheidende Bedeutung . . .

In der letzten Minute des Aufbruchs hob Yann sein Weib in den Armen empor, und sie preßten sich aneinander, ohne noch etwas zu sagen, in einer langen schweigenden Umarmung.

Er schiffte sich ein, und die grauen Segel entfalteten sich, von einem leichten Westwind gebläht. Dann schwenkte er — sie konnte ihn noch erkennen — in verabredeter Weise seine Mütze. Und lange stand sie so, wie ein Schattenriß vor dem Meer, und sah ihren Yann davonfahren. — Das war er

immer noch, diese kleine menschliche Gestalt, die sich schwarz von dem matten Blau der Wasser abhob, — und nun schon unbestimmt sich in jener Ferne verlor, wo das hineinstarrende Auge sich trübt und nichts mehr sieht . . .

In dem Maß, wie die „Leopoldine" weiter fuhr, folgte ihr Gaud, wie von einem Magnet angezogen, zu Fuß längs der Klippen. Bald mußte sie anhalten, weil das Land zu Ende war; da ließ sie sich am Fuß eines letzten großen Kreuzes nieder, das hier zwischen Ginster und Steinen aufragt. Da es ein hochgelegener Punkt war, schien das Meer, von hier aus gesehen, nach der Ferne anzusteigen, und es sah aus, als erklimme die „Leopoldine" im Weiterfahren, nach und nach ganz klein werdend, die Hänge dieses ungeheuren Kreises. Die Wasser hatten große langsame Wellenbewegungen, — wie die letzten Nachwirkungen irgend eines furchtbaren Sturmes, der irgendwo anders, hinter diesem Horizont, getobt; aber in der Tiefe des Gesichtskreises, wo Yann noch war, blieb alles ruhig.

Gaud starrte noch immer hinaus und suchte sich die Physiognomie dieses Schiffes, die Umrisse seiner Segel und seines Kiels fest ins Gedächtnis zu prägen, damit sie es von ferne wiedererkenne, wenn sie an dieser selben Stelle seiner Rückkunft harrte.

Ungeheure Wogenberge kamen noch fortwährend von Westen in regelmäßiger Aufeinanderfolge, ohne Rast und Ruhe ihre unnütze Anstrengung wiederholend, sich an denselben Felsen brechend, an denselben Stellen zerschellend, um dieselben Gestade zu überschwemmen. Und auf die Länge war es ein seltsamer Anblick, dieses dumpfe Grollen der Wasser bei dieser heiteren Ruhe der Luft und des Himmels; es war, als wollte das übervolle Bett der Meere ausfließen und den Strand an sich reißen.

Inzwischen wurde die „Leopoldine" immer kleiner, ferner, unscheinbarer. Strömungen rissen sie ohne Zweifel mit sich fort, denn die Brise war schwach an diesem Abend, und doch entfernte sie sich schnell. Jetzt war sie nur noch ein kleiner grauer Fleck, ein Punkt fast; bald mußte sie den äußersten Rand des Gesichtskreises erreichen und in das endlose Jenseits eintreten, wo die Dunkelheit ihren Anfang nahm.

Als um sieben Uhr abends die Nacht eingebrochen und das Schiff verschwunden war, kehrte Gaud heim, ziemlich mutig im ganzen trotz der Thränen, die sich ihr immer

ins Auge drängten. Welcher Unterschied wäre es in der That gewesen und um wie viel düsterer die Leere, wenn er wieder, wie in den beiden andern Jahren, fortgezogen wäre, ohne ihr auch nur lebewohl zu sagen, während jetzt alles verändert, gemildert war; er gehörte ihr so ganz, ihr Yann, sie fühlte sich trotz dieser Abreise so geliebt, daß sie, allein in ihre Wohnung zurückkehrend, wenigstens Trost fand in der süßen Erwartung jenes Wiedersehens, das sie sich für den Herbst gelobt hatten.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Der Sommer ging hin, traurig, heiß, ruhig. Gaud harrte der ersten gelben Blätter, der ersten Schwalbenschwärme, die sich zum Abzug versammelten, des Blühens der ersten Herbstblumen. Durch die Paketboote von Reykjawik und die Jagdschiffe schrieb sie ihm mehrmals; aber man weiß nie recht, ob diese Briefe ankommen.

Ende Juli erhielt sie einen von ihm. Er teilte ihr unterm zehnten dieses Monats mit, daß er gesund sei, daß der Fischfang sich vortrefflich anlasse und daß auf seinen Teil schon fünfzehnhundert Stück kämen. Das Schreiben war vom Anfang bis zum Ende in dem naiven Stil abgefaßt, der bei allen Briefen, die die Isländer an ihre Familien schreiben, der gleiche ist. Männern, die wie Yann erzogen sind, fällt es nicht ein, die tausend Dinge, die sie denken, fühlen oder träumen, niederzuschreiben. Da sie gebildeter war als er, wußte sie dem Rechnung zu tragen und zwischen den Zeilen die tiefe Zärtlichkeit zu lesen, die in Worten nicht zum Ausdruck kam. Zu wiederholtenmalen gab er ihr im Verlauf dieser vier Seiten den Namen „Gattin", als ob ihm diese Wiederholung Vergnügen machte. Und außerdem war schon die bloße Adresse: „An Frau Marguerite Gaos, Haus Moan, in Ploubazlanec" etwas, was sie mit Freuden immer wiederlas. Sie hatte noch so wenig Zeit gehabt, sich „Frau Marguerite Gaos" nennen zu lassen! . . .

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Sie arbeitete viel während dieser Sommermonate. Die Paimpolesinnen, die anfangs ihren Talenten in dieser Richtung mißtraut und gesagt hatten, sie habe zu schöne Fräuleinhände, hatten sich jetzt durch den Augenschein überzeugt, daß sie es trefflich verstand, ihnen Kleider zu machen, die die Figur zur Geltung brachten; das hatte ihr als Näherin fast eine Berühmtheit verschafft.

Was sie verdiente, wandte sie daran, die Wohnung zu verschönen — für seine Rückkehr. Der Kasten, die alten Bettschränke waren ausgebessert, frisch gebohnt, ihr Eisenwerk strahlte; sie hatte ihr Fensterchen, das aufs Meer ging, mit einer Scheibe und Vorhängen versehen, eine neue Decke für den Winter, einen Tisch und Stühle gekauft. All das, ohne das Geld anzugreifen, das ihr Yann beim Abschied zurückgelassen und das sie unberührt in einer kleinen chinesischen Schachtel verwahrte, um es ihm bei seiner Ankunft zu zeigen.

Während der Sommerabende saß sie beim letzten Tagesschein vor der Thür mit der Großmutter Yvonne, in deren Kopf es bei der Hitze merklich besser aussah, und strickte für Yann ein schönes Fischerwams von blauer Wolle; es gab da am Kragen- und Aermelrand wahre Wunder von komplizierten und durchbrochenen Maschen; die Großmutter Yvonne, einst selbst eine geschickte Strickerin, hatte sich nach und nach wieder auf die Künste ihrer Jugend besonnen und sie ihr beigebracht. Und das war eine Arbeit, die viel Wolle verschlungen hatte, denn das Wams mußte sehr groß sein für Yann.

Indessen fing man doch an, des Abends namentlich, das Kürzerwerden der Tage zu spüren. Gewisse Pflanzen, die ihren vollen Trieb im Juli entfaltet hatten, nahmen schon ein gelbes, welkes Aussehen an, und die violetten Skabiosen blühten an den Wegrändern von neuem auf, kleiner, auf längeren Stielen; endlich kamen die letzten Augusttage, und ein erstes Isländerschiff erschien eines Abends vor der Landzunge von Pors-Even. Das Fest der Heimkehr hatte begonnen.

Man strömte in Massen auf die Klippe, um das Schiff zu empfangen; — welches war es?

Es war der „Samuel-Azénide"; — der war immer voran.

„Sicherlich," sagte Yanns alter Vater, „wird die ‚Leopoldine' nicht auf sich warten lassen; ich kenne das, wenn eins dort abzufahren beginnt, duldet es die andern nicht mehr auf der Stelle."

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Sie kamen zurück, die Isländer; zwei am nächsten Tag, vier am übernächsten, und dann zwölf in der folgenden Woche. Und mit ihnen kehrte die Freude ins Land zurück, es war ein Fest bei den Frauen, bei den Müttern, ein Fest auch in den Wirtshäusern, wo die schönen Mädchen vom Paimpol den Fischern den Trunk kredenzen.

Die „Leopoldine" gehörte zu den Nachzüglern; es waren ihrer zehne, die noch ausstanden. Lange konnten sie nicht mehr säumen, und Gaud war bei dem Gedanken, daß Yann in acht Tagen — der äußersten Frist, die sie sich, um keine Enttäuschung zu erleben, gesetzt hatte — wieder da sein würde, in einem wonnigen Rausch der Erwartung; sie hielt den Haushalt in bester Ordnung und richtete alles fein sauber zu seinem Empfang her.

Als sie damit fertig war, blieb ihr nichts mehr zu thun, auch fing ihr die Ungeduld an den Kopf zu verwirren.

Dreie von den Nachzüglern trafen noch ein, und dann fünfe. Zweie nur fehlten noch immer beim Appell.

„Nun," sagte man ihr lachend, „dies Jahr wird die ‚Leopoldine' oder die ‚Marie-Jeanne' den Kehraus machen."

Und Gaud lachte auch mit, lebhafter, schöner in der Freude der Erwartung.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Indessen, die Tage gingen dahin.

Sie fuhr fort, sich zu putzen, eine heitere Miene aufzusetzen, an den Hafen zu gehen, um mit den andern zu plaudern. Sie sagte, es sei etwas ganz Natürliches, diese Verspätung. Kam das nicht jedes Jahr vor? Oh! erstens so gute Seeleute, und dann zwei so gute Schiffe!

War sie dann heimgekehrt, so kamen ihr des Abends die ersten kleinen Schauer der Angst und des Bangens.

War es wirklich möglich, daß sie Furcht hatte, so früh schon? . . . Lag denn dazu ein Grund vor? . . .

Und sie erschrak darüber, daß sie schon Furcht hatte . . .

Achtundvierzigstes Kapitel.

Der zehnte September! . . . Wie die Tage flohen!

An einem Morgen, da schon ein kalter Nebel über der Erde lag, einem richtigen Herbstmorgen, fand sie die aufgehende Sonne unter der Vorhalle der Kapelle der Schiffbrüchigen, an dem Ort, wo die Witwen ihr Gebet verrichten; — da saß sie mit stierem Blick, die Schläfen wie von einem eisernen Reif umspannt.

Seit zwei Tagen hatten die traurigen Frühnebel begonnen, und an diesem Morgen war Gaud mit einer peinlicheren Unruhe erwacht, wegen dieser winterlichen Stimmung. . . . Was war denn anders an diesem Tag, dieser Stunde, dieser Minute, als an den vorhergehenden? . . . Es kommt sehr leicht vor, daß Boote sich um vierzehn Tage, ja selbst um einen Monat verspäten.

Dieser Morgen mußte wohl etwas Besonderes an sich haben, da sie zum erstenmal hierhergekommen war, um sich unter dieser Kapellenhalle niederzusetzen und die Namen der jungen Toten wieder zu lesen.

„Zum Gedächtnis von
Gaos, Yvon, im Meer verloren
in der Gegend von Nordenfjord . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie einen großen Schauer hörte man einen Windstoß sich von der See erheben und gleichzeitig etwas wie Regen auf das Gewölb niederrauschen: die welken Blätter! ... Ein ganzer Schwarm davon flog in die Halle herein; die alten zerzausten Bäume draußen entlaubten sich, vom Seewind geschüttelt. — Der Winter kam! ...

„... im Meer verloren
in der Gegend von Nordenfjord,
im Sturm vom 4. zum 5. August 1880."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie las es mechanisch, und durch den Thorbogen suchten ihre Augen von weitem das Meer: an diesem Morgen war es sehr unbestimmt unter dem grauen Nebel, der, die Fernen verhüllend, wie ein großer Trauerschleier darüber schwebte.

Wieder ein Windstoß und ein Schwarm welker Blätter, der hereintanzte! Ein stärkerer Stoß, als wollte der Westwind, der diese Toten einst ins Meer gestreut, seine Wut auch noch an den Inschriften auslassen, die ihre Namen den Lebenden ins Gedächtnis riefen.

Gaud starrte mit unwillkürlicher Beharrlichkeit auf eine leere Stelle in der Mauer, die mit furchtbarer Aufdringlichkeit auf etwas zu warten schien; sie mußte an eine neue Tafel denken, die man vielleicht bald dort einsetzen würde, mit einem andern Namen, den sie selbst im Geiste nicht auszusprechen wagte an einem solchen Ort.

Sie fror und blieb auf der Granitbank sitzen, den Kopf an den Stein gelehnt.

„... verloren in der Gegend von Nordenfjord
im Sturm vom 4. zum 5. August
im Alter von 23 Jahren ...
Möge er in Frieden ruhen!"

Island erschien ihr, mit dem kleinen Friedhof dort, — das ferne, ferne Island, das die Mitternachtssonne von unten her beleuchtete ... Und plötzlich, — immer an derselben Stelle der Mauer, die auf etwas zu warten schien, — zeigte sich ihr in einer Vision von fürchterlicher Deutlichkeit diese neue Tafel, an die sie dachte: eine frische Tafel, ein Totenkopf, gekreuzte Knochen, und in der Mitte in Flammenschrift ein Name, der geliebte Name: Yann Gaos! ... Da richtete sie sich kerzengerade empor und stieß einen rauhen Schrei aus, wie eine Wahnsinnige ...

Draußen lag immer noch der graue Morgennebel über der Erde, und die welken Blätter setzten ihren Tanz fort.

Schritte auf dem Weg! — Kam jemand? — Da erhob sie sich, brachte mit einem Griff ihre Haube in Ordnung und glättete ihre Züge. Die Schritte näherten sich, jemand trat ein. Schnell gab sie sich den Anschein, als ob sie zufällig hier wäre, denn noch wollte sie um nichts auf der Welt für die Frau eines Schiffbrüchigen angesehen werden.

Just war es Fante Floury, die Frau des zweiten Kapitäns der „Leopoldine". Die verstand gleich, was Gaud hier that, vor ihr half keine Verstellung. Und zuerst standen sie sich stumm gegenüber, die beiden Frauen, noch mehr erschreckt, grollend, fast feindselig, daß sie dasselbe Gefühl der Angst hier zusammengeführt.

„Alle die von Tréguier und von Saint Brieuc sind zurück seit acht Tagen," sagte endlich Fante erbarmungslos, mit einer Stimme, die dumpf, wie gereizt klang.

Sie brachte eine Kerze mit, um ein Gelübde zu thun.

Ach ja, ... ein Gelübde ... Gaud hatte noch nicht daran denken wollen, an dieses Hilfsmittel der Bedrängten. Aber sie trat hinter Fante in die Kapelle, ohne etwas zu sagen, und sie knieten nebeneinander nieder wie zwei Schwestern.

Zu der Jungfrau, Stern des Meeres, sandten sie von ganzer Seele inbrünstige Gebete. Und dann hörte man bald nur noch ein Schluchzen, und ihre Thränen begannen unaufhaltsam zu fließen ...

Sie erhoben sich sanfter, vertrauensvoller. Fante stützte die wankende Gaud, schloß sie in ihre Arme und küßte sie.

Nachdem sie ihre Thränen getrocknet, ihre Haare in Ordnung gebracht, ihre Röcke vom Salpeter und Staub der Steinplatten gereinigt hatten, gingen sie, ohne sich noch etwas zu fragen, auf verschiedenen Wegen davon.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Das Ende des Septembers glich in diesem Jahre einem andern, nur etwas schwermütigeren Sommer. Es war wirklich so schön, daß man ohne die welken Blätter, die wie ein

trauriger Regen auf die Wege niederfielen, sich in den heiteren Juni hätte versetzt glauben können. Die Gatten, die Verlobten, die Geliebten waren heimgekehrt, und überall herrschte die Freude eines zweiten Liebesfrühlings ...

Endlich, eines Tags, wurde das eine der beiden Nachzüglerschiffe aus Island auf hoher See signalisiert. Welches? ...

Schnell hatten sich Gruppen von Weibern gebildet, die in stummem Bangen auf der Klippe standen. Auch Gaud stand dort, bleich und zitternd, neben dem Vater ihres Yann.

„Ich glaube stark,“ sagte der alte Fischer, „ich glaube stark, das sind sie! Eine rote Deckleiste, ein Rollsegel am Topmast, das sieht ganz nach ihnen aus; was sagst du dazu, Gaud, meine Tochter? — Und doch nicht,“ fing er in plötzlicher Mutlosigkeit wieder an, „nein, wir täuschen uns, die Leespiere ist nicht die gleiche, und sie haben einen Klüver am Besan. So sind sie's also nicht diesmal, es ist die ‚Marie-Jeanne‘. Oh! aber ganz sicher werden sie nicht mehr lang ausbleiben, meine Tochter!“

Und auf jeden Tag folgte ein andrer, jede Nacht brach zu ihrer Zeit an, mit unerbittlicher Gleichmäßigkeit.

Sie fuhr fort, sich zu putzen, halb sinnlos, immer aus Furcht, wie die Frau eines Schiffbrüchigen auszusehen, außer sich, wenn die andern im Verkehr mit ihr eine mitleidige, geheimnisvolle Miene annahmen, die Augen abwendend, um nicht diesen Blicken zu begegnen, die sie erstarren machten.

Jetzt hatte sie die Gewohnheit angenommen, gleich morgens ganz ans Ende des bebauten Landes, auf die hohe Klippe von Pors-Even zu gehen und sich hinter Yanns Vaterhaus vorbeizuschleichen, um von der Mutter und den kleinen Schwestern nicht gesehen zu werden. Sie ging ganz allein bis zur äußersten Spitze der Gegend von Ploubazlanec, die wie ein Renntiergeweih in die graue Manche einschneidet, und saß dort den ganzen Tag zu Füßen eines einsamen Kreuzes, das die ungeheuren Fernen der Gewässer beherrscht ...

Rings um dieses Kreuz von Pors-Even war ewig grüne Heide, mit kurzen Ginsterbüschen bedeckt. Und in dieser Höhe war die Luft sehr rein, kaum mit dem salzigen Geruch des Seetangs vermischt, vielmehr von den köstlichen Düften des Septembers erfüllt. Man sah weithin alle Vorsprünge und Buchten der Küste sich abzeichnen, sah das bretonische Land in zackige Spitzen auslaufen, die weit in

das ruhige Nichts der Gewässer hineinragten. Im Vordergrund war das Meer von Felsen durchsetzt, aber weiter hinaus störte nichts mehr seinen glatten Spiegel; ein ganz leichtes kosendes Geräusch stieg leise und endlos aus dem Grund aller dieser Buchten empor. Und die Fernen waren so friedlich, die Tiefen so weich! Das große blaue Nichts, das Grab der Gaos, bewahrte sein undurchdringliches Geheimnis, während Brisen, schwach wie ein Hauch, den Duft des niederen Ginsters mit sich führten, der unter der letzten Herbstsonne neu aufgeblüht war.

Regelmäßig zu gewissen Stunden sank das Meer, und es bildeten sich überall breitere Flecke, als ob die Manche sich langsam entleerte; dann stiegen die Wasser ebenso langsam wieder und setzten ihr ewiges Spiel fort, unbekümmert um die Toten drunten.

Und Gaud saß da zu Füßen des Kreuzes, inmitten dieser Stille, und sah immer hinaus, bis die Nacht einbrach, bis nichts mehr zu sehen war.

Fünfzigstes Kapitel.

Der September war zu Ende. Sie nahm keine Nahrung mehr zu sich, sie schlief nicht mehr.

Jetzt blieb sie zu Hause, zusammengekauert, die Hände zwischen den Knieen, den Kopf rückwärts an die Mauer gelehnt. Wozu aufstehen, wozu sich niederlegen? Sie warf sich auf ihr Bett, ohne sich auszukleiden, wenn die Erschöpfung zu groß wurde. Sonst blieb sie immer starr da sitzen; ihre Zähne schlugen vor Kälte aufeinander in dieser Unbeweglichkeit; immer hatte sie das Gefühl, als ob sich ein eiserner Ring um ihre Schläfen legte, sie fühlte, wie ihre Wangen sich in die Länge zogen, ihr Mund war trocken mit einem Fiebergeschmack, und zu gewissen Stunden drang ein heiseres Stöhnen aus ihrer Kehle, das sich stoßweise wiederholte, lange, lange, während ihr Kopf gegen den Granit der Mauer schlug.

Oder auch rief sie ihn bei seinem Namen, sehr zärtlich, mit leiser Stimme, und sagte ihm Liebesworte, als ob er dagewesen wäre, ganz nahe.

Es kam vor, daß sie an andre Dinge dachte als an ihn, an ganz unbedeutende geringfügige Dinge, daß sie sich zum Beispiel damit unterhielt, zu beobachten, wie der Schatten des Muttergottesbilds und des Weihkessels auf dem hohen Getäfer ihres Betts langsam länger wurde, je tiefer das Licht sank. Und dann kehrten die Angstanfälle furchtbarer wieder, und sie begann von neuem zu stöhnen und mit dem Kopf gegen die Wand zu schlagen ...

Und alle Stunden des Tages vergingen, eine nach der andern, und alle Stunden des Abends und der Nacht und des Morgens. Wenn sie rechnete, wie lang er schon hätte zurückkommen sollen, so erfaßte sie ein noch größerer Schreck; sie wollte weder die Zahl noch die Namen der Tage wissen.

Ueber die Schiffbrüche in Island hat man gewöhnlich Angaben; die Zurückkommenden haben von weitem das Drama gesehen, oder sie haben ein Wrack gefunden, einen Leichnam, irgend ein Anzeichen, das alles erraten läßt. Aber nein, von der „Leopoldine" hatte man nichts gesehen, wußte man nichts. Die von der „Marie-Jeanne", die letzten, die sie am zweiten August erblickt hatten, sagten, sie müsse sich zum Fischen weiter nordwärts gewandt haben, und was nachher geschehen, war ein undurchdringliches Geheimnis.

Warten, immer warten, ohne etwas zu wissen! Wann würde der Augenblick kommen, wo sie wirklich nicht mehr wartete? Sie wußte es nicht, doch jetzt wünscht sie fast, daß er bald käme.

O, wenn er tot war, so möchte man wenigstens das Mitleid haben, es ihr zu sagen! ...

O, ihn sehen, so wie er in diesem Augenblick war, ihn oder was von ihm übrig geblieben! ...

Wenn nur die Jungfrau, die sie so oft angefleht, oder irgend eine andre Macht die Gnade hätte, durch eine Art zweiten Gesichts ihn ihr zu zeigen, ihren Yann! — ihn, lebend, heimwärtssegelnd — oder seinen Leichnam, den das Meer auf seinen Wogen dahintrug ... daß sie wenigstens Gewißheit hätte, daß sie wüßte! ...

Zuweilen hatte sie plötzlich das Gefühl, als tauchte ein Segel am Horizont auf: die „Leopoldine", die näher kam, die sich eilte, den Strand zu erreichen! Dann machte sie eine instinktive Bewegung, sich zu erheben, hinauszulaufen an die See und zu sehen, ob es wahr sei ...

Und dann sank sie wieder zurück. Ach, wo war sie in diesem Augenblick, die „Leopoldine“? Wo konnte sie wohl sein? Dort ohne Zweifel, dort in der entsetzlichen Ferne Islands, verlassen, zertrümmert, verloren ...

Und zum Schluß war es immer dieselbe Vision, die sich ihr aufdrängte, immer und ewig dieselbe: ein hohles, leeres Wrack, auf einem stillen, rötlich grauen Meer treibend, langsam hin und her geschaukelt, ohne Geräusch, mit außerordentlicher, ironischer Sanftheit, inmitten einer großen Ruhe von toten Gewässern.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Zwei Uhr morgens.

Bei Nacht besonders horchte sie auf jeden Schritt, der näher kam; beim geringsten Geräusch, beim geringsten ungewohnten Ton bebten ihre Schläfen; die ewige Spannung hatte sie schmerzhaft gemacht.

Zwei Uhr morgens. Diese Nacht wie all die andern lag sie mit gefalteten Händen und offenen Augen im Dunkeln und hörte das ewige Rauschen des Windes auf der Heide.

Plötzlich Männertritte, eilende Schritte auf dem Weg! Wer konnte zu solcher Stunde vorübergehen? Sie richtete sich auf, bis ins Innerste erregt, ihr Herzschlag stockte ...

Es hielt vor der Thüre, es kam die Steinstufen herauf ...

Er! ... O, himmlische Freude, er! Man hatte geklopft, konnte es ein andrer sein! ... Sie stand aufrecht, mit bloßen Füßen; sie, seit vielen Tagen so schwach, war leicht wie eine Katze aufgesprungen, mit offenen Armen den Heißgeliebten zu umfangen. Ohne Zweifel war die „Leopoldine“ bei Nacht angekommen und gegenüber in der Bai von Pors-Even vor Anker gegangen, — und er, er eilte zu ihr; sie machte sich das alles mit Blitzesschnelle in ihrem Kopf zurecht. Und jetzt riß sie sich die Finger an den Thürnägeln wund in ihrer rasenden Hast, den harten Riegel zurückzuschieben ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ah!“ ... Und dann wankte sie langsam zurück und ließ den Kopf enttäuscht auf die Brust zurücksinken. Ihr

schöner, wahnwitziger Traum war zu Ende. Es war nur Fantec, ihr Nachbar. ... In der Zeit, die sie brauchte, um recht zu begreifen, daß nur er es war, fühlte sie sich stufenweise in den alten Abgrund der Verzweiflung zurücksinken.

Er entschuldigte sich, der arme Fantec; mit seiner Frau stand es, wie man wußte, sehr schlecht, und nun war auch ihr Kind von einer schlimmen Halskrankheit ergriffen worden, die es in seiner Wiege zu ersticken drohte; so war er gekommen, um Hilfe zu bitten, während er selbst nach Paimpol lief, den Arzt zu holen ...

Was ging das alles sie an? Der Schmerz hatte sie hart gemacht, sie hatte nichts mehr übrig für das Leid der andern. Auf einer Bank zusammengesunken, saß sie vor ihm mit starrem Blick wie eine Tote, ohne Antwort, ohne ihn anzuhören oder auch nur anzusehen. Was gingen sie die Dinge an, die dieser Mensch erzählte?

Da begriff er alles; er erriet, warum man ihm diese Thür so schnell geöffnet hatte, und es war ihm leid um das Weh, das er ihr bereitet hatte.

Er stammelte eine Entschuldigung: „Es sei wahr, sie hätte er nicht stören sollen ... sie! ..."

„Mich!" antwortete Gaud lebhaft, — „und warum denn nicht mich, Fantec?"

Das Leben war ihr plötzlich zurückgekehrt, denn sie wollte noch nicht für eine Verzweifelte gelten in den Augen der andern. Und nun that er ihr leid; sie kleidete sich an, um ihm zu folgen, und fand die Kraft, sein kleines Kind zu pflegen.

Als sie zurückkam, um sich auf ihr Bett zu werfen, um vier Uhr, überwältigte sie der Schlaf einen Augenblick, da sie sehr müde war.

Aber jene Minute unbeschreiblicher Freude hatte in ihrem Kopf einen Eindruck hinterlassen, der trotz allem fortwirkte; sie fuhr bald wieder aus dem Schlaf empor und richtete sich halb auf, in der Erinnerung an etwas ... eine Neuigkeit, die Yann betraf ... In der Verwirrung ihrer wiederkehrenden Gedanken suchte sie schnell in ihrem Kopf, suchte, was es sei ...

Ach, nichts, nichts! — nein, nur Fantec.

Und ein zweites Mal sank sie in die Tiefe des alten Abgrunds zurück. Nein, in Wirklichkeit hatte sich nichts verändert in ihrem dumpfen, hoffnungslosen Warten.

Und doch, ihn so nah bei sich gefühlt zu haben, das war, als umschwebte sie etwas, das von ihm ausging; das war, was man im bretonischen Land ein „Vorzeichen" nennt; und sie lauschte aufmerksamer auf die Schritte draußen, im Vorgefühl, daß vielleicht irgend jemand kommen würde, von ihm zu sprechen.

In der That trat, als es Tag wurde, Yanns Vater ein. Er nahm seine Mütze ab, strich sein schönes weißes Haar, das wie das seines Sohnes gelockt war, zurück, und setzte sich an Gauds Bett.

Auch ihm war bang ums Herz, denn Yann, sein schöner Yann war sein Aeltester, sein Liebling, sein Stolz. Aber er verzweifelte nicht, nein wahrhaftig, er verzweifelte noch nicht. Er begann Gaud in sanfter Weise zu beruhigen; einmal sprachen die letzten, die von Island gekommen waren, alle von sehr dichten Nebeln, die das Schiff wohl hatten aufhalten können; und dann vor allem war ihm ein Gedanke gekommen: ein Aufenthalt auf den Faröer-Inseln, einer entfernten Inselgruppe, die am Weg liegt, und von wo ein Brief sehr lange Zeit braucht; das war ihm selbst einmal passiert, vor nun vierzig Jahren, und seine arme verstorbene Mutter hatte schon eine Messe für seine Seele lesen lassen ... Ein so schönes Schiff, die „Leopoldine", fast neu, und so tüchtige Seeleute, wie sie alle an Bord waren. ...

Die alte Großmutter Moan strich um sie herum und schüttelte den Kopf; die Not ihrer Pflegetochter hatte ihr fast Kraft und Gedanken zurückgegeben; sie ordnete den Haushalt und betrachtete dabei hin und wieder das kleine, vergilbte Bild ihres Sylvester, das an der Wand hing, mit seinen Marineankern und seinem Trauerkranz von schwarzen Perlen. Nein, seit ihr das Seehandwerk den Enkel geraubt, glaubte sie nicht mehr daran, an die Rückkunft der Matrosen: sie betete nur noch aus Furcht mit ihren armen alten Lippen zur Jungfrau, im Herzen hegte sie einen bösen Groll auf sie.

Aber Gaud hörte begierig auf diese Trostgründe, ihre großen, dunkel umränderten Augen ruhten mit inniger Zärtlichkeit auf diesem Greis, der dem Heißgeliebten glich; schon ihn da bei sich zu haben, war ein Schutz gegen den Tod, und sie fühlte sich beruhigter, ihrem Yann näher. Ihre Thränen flossen stiller und sanfter, und sie wiederholte bei sich selbst ihre heißen Gebete an die Jungfrau, Stern des Meeres.

Ein Aufenthalt dort, auf den Inseln, vielleicht weil ihr Schiff Schaden gelitten, das war eine Möglichkeit in der That. Sie erhob sich, glättete ihr Haar, putzte sich gewissermaßen, als könnte er wiederkommen. Jedenfalls war nicht alles verloren, da er nicht verzweifelte, er, sein Vater. Und während einiger Tage fing sie wieder an, auf ihn zu warten.

Nun war wirklich der Herbst da, der Spätherbst, mit den traurigen Nächten, wo es in der alten Hütte so frühzeitig schwarz wurde, und schwarz auch draußen in dem alten Land der Bretonen.

Die Tage selbst brachten es nur noch zu einem Dämmerlicht; ungeheure Wolken, die langsam vorüberzogen, verdunkelten oft plötzlich sogar die Mittagsstunde. Der Wind brauste beständig, es war wie ein ferner Ton von großen Kirchenorgeln, die böse oder verzweifelte Weisen spielten; zu andernmalen kam es ganz nah gegen die Thür, ein Heulen wie von wilden Tieren.

Sie war bleich, ganz bleich geworden und hielt sich immer gebückter, als hätte sie schon das Alter mit seinem kahlen Fittich gestreift. Sehr oft berührte sie die Sachen ihres Yann, seine schönen Hochzeitskleider, sie entfaltend und wieder zusammenlegend wie eine Irrsinnige, — besonders eine seiner blauwollenen Jacken, die die Form seines Körpers bewahrt hatte; wenn man sie sanft auf den Tisch warf, so zeigte sie von selbst, wie aus Gewohnheit, die Ausbuchtungen seiner Schultern und seiner Brust; auch hatte sie ihr schließlich einen besonderen Platz, ganz allein in einem Fach ihres Schranks angewiesen, ohne mehr daran zu rühren, damit sie diesen Eindruck länger bewahre.

Jeden Abend stiegen kalte Nebel von der Erde auf; dann betrachtete sie durch ihr Fenster die traurige Heide, wo hier und dort aus den Hütten der andern kleine weiße Rauchwölkchen sich emporzukräuseln begannen; dort überall waren die Männer zurückgekehrt, Wandervögel, die der Frost heimgetrieben. Und vor vielen dieser Herdfeuer mußten die Abendstunden süß sein; denn ein neuer Liebesfrühling hatte mit dem Anbruch des Winters in diesem ganz von Isländern bewohnten Land begonnen. . . .

Sich anklammernd an den Gedanken dieser Inseln, wo er sich hätte aufhalten können, hatte sie wieder eine Art Hoffnung gefaßt und fuhr fort, auf ihn zu warten. . . .

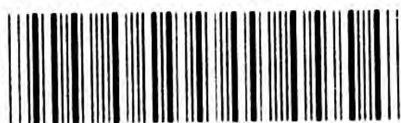
Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Er kam nie wieder.

In einer Augustnacht, dort, weit draußen, im Angesicht des düsteren Islands, inmitten eines großen, wütenden Lärms, hatte er seine Hochzeit mit der See gefeiert. Mit der See, die auch seine Nährmutter gewesen; sie war es, die ihn gewiegt, die den Jüngling stark und groß gemacht hatte, und dann hatte sie ihn zurückgefordert in seiner stolzen Mannheit, für sich allein. Ein tiefes Geheimnis hatte diese ungeheuerliche Hochzeit umhüllt. Die ganze Zeit hatten dunkle Schleier darüber geschwebt, flatternde, sturmbewegte Vorhänge, aufgehängt, um das Fest zu verbergen; und die Stimme der Braut klang so furchtbar, daß sie jeden andern Schrei erstickte. — Er, der an Gaud, sein Weib aus Fleisch und Blut, dachte, hatte sich in einem Riesenkampf gewehrt gegen diese Grabesbraut, — bis zu dem Augenblick, wo er sich hingab, sie zu empfangen, mit einem letzten tiefen Schrei wie ein röchelnder Stier, den Mund schon mit Wasser gefüllt, die offenen Arme ausgebreitet und für immer erstarrt.

Und bei seiner Hochzeit waren sie alle, die er einst dazu geladen hatte. Alle, mit Ausnahme von Sylvester, der schlafen gegangen war in den Zaubergärten, — fern, fern, auf der andern Seite der Erde. . . .

Ende.






89104419148
b89104419148a